

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 3

22. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. Februar 1958

Philosophie

Wege zu Christus (zu meditieren!): *Der zweite Weg: das Sich-Treffen*: Der Menschen «Unfremdheit» und das Scheitern dieser Kategorie bei Christus — *Der dritte Weg: der Aerger*: Eine ständige Lebensatmosphäre des Aergerers scheint ausgeschlossen — Wie ein Gottmensch zum Aerger werden müsste — Und wie Jesus zum Aergeris wurde.

Psychologie

Das kranke Gottesbild: Die Wirksamkeit der Leitbilder — Der Archetyp Gottes — Die Tatsache des kranken Gottesbildes: religiöse Angstneurosen — Das einseitig dogmatisierte, moralisierte, das säkularisierte, magisierte und dämonisierte Gottesbild — Die Hintergründe des kranken Gottesbildes: Abschnürung vom archetypischen Wurzelboden — Das Gottesbild im Christusbild.

Kommunismus

Wie arbeitet die PdA in der Westschweiz?: *Programme*: Verbindung des schweizerischen mit dem amerikanischen Grosskapital — Kapital bestimmt die Aussenpolitik — Polizeiregime in der Innenpolitik — Kampf für den Frieden — Gegen Atomwaffen — Aufrüstung und Klassenpolitik des Grosskapitals — *Aktionen*: Treffen mit Ausland — Hauptlinien des Vorgehens: Denunzierung der Gewerkschaftsführer — Ausbeutung der Skandale — Verächtlichmachung des Antikommunismus — «Verständnis» für die Bauern — Westschweizer gegen Deutschschweizer — *Hilfstruppen*: Gesellschaften und Zeitungen.

Ex urbe et orbe

Synthese zweier Welten: 1. Die Papstzyklika «Fidei donum» und warum Afrika vor allem das Interesse der Katholiken erheischt — 2. Das katholische Seminar in Ghana — Die «Pax Romana» — Ein «Markstein» der Synthese.

Wege zu Christus

In Nr. 1 dieses Jahrganges haben wir die Absicht dieser «Wege zu Christus» gelesen. Es geht nicht etwa darum, die alten fünf Gottesbeweise des Hl. Thomas durch fünf neue zu «ersetzen». Das Anliegen ist ein wesentlich bescheideneres: Vom Lebensgefühl unserer Zeit aus, das sich als existentiell-personales Denken auch einen philosophischen Ausdruck geschaffen hat, soll eine philosophische Christusbegegnung versucht werden, die eben durch ihr Scheitern das Unfaßliche in Jesus Christus irgendwie faßbar macht. Das sind keine Gottesbeweise, aber vielleicht für den Menschen von heute, der diese Gedanken persönlich nachvollzieht, eine «Wegbereitung zu Gott». Einen ersten Weg über das Sprechen haben wir schon gelesen. Dieses Mal wollen wir einen zweiten und dritten Weg reflektierend durchwandern.

Das Sich-Treffen

Eine zweite, andere Möglichkeit einer phänomenologischen Erfassung der Person Jesu scheint uns gegeben im Zusammentreffen mit Christus. Die Sprache ist ein Sinnraum, in dem die Existenz sich vollzieht. Sie drückt vom Wesen des Menschen vor allem dies aus: Die Person ist wesenhaft Dugebunden, das Sein des Menschen kann nur als «Mit-Sein» definiert werden. Dieses «Mit-Sein» vollzieht sich in jedem gegenseitigen Treffen, das vom einfachen «Miteinander-Sein» bis zum echten «Ineinander-Sein» in der Liebe verschiedene Abstufungen zeigt. In jedem menschlichen Treffen ist aber irgendwie der Wesenskern der Person mitbeteiligt, auch wenn das Treffen nur ganz oberflächlich ist. Er tritt zwar schwächer, verschleierter und undeutlicher hervor, je weiter die unmittelbar betroffene Schicht vom Wesenskern entfernt liegt. In jeder Tiefe ist aber immer das Ganze der sich begegnenden Personen

gegenwärtig; darum kann das Zusammentreffen zum Ort der Liebe oder des Hasses werden.

Es ist uns ferner nicht unbekannt, daß sich oft sehr verschiedene Personentiefen treffen. Es gibt in den verschiedenen Menschen eine je verschieden tief liegende Personmitte; sie kann von Person zu Person variieren. Die Personmitte, dieser undefinierbare Ort, wo das Individuum seinen eigentlichen Akt des Existierens setzt, ist psychologisch erspürbar, indem wir etwa nach dem Grad der Innerlichkeit des Gemütes, Erlebens, Gewissens, Denkens und so weiter suchen; indem wir Fragen stellen wie diese: Wie stark reagiert die betreffende Person auf intensivere Sinnwerte (Liebe, Treue, Ehre usw.)? In welchem Maß ist sie jener Ergriffenheit fähig, in der eine Teilhabe an Menschen, Wesenheiten, Dingen, ein Verbundensein mit ihnen und ein Verpflichtetsein an sie erlebt wird? Aus welcher Sphäre der Gründe nimmt sie die Erklärung des Daseins? Solche Fragen erschließen, in welchem Maß bei der bestimmten Person die Seelenvorgänge ins Innere reichen, wo ihre Personmitte liegen mag.

Was geschieht nun im Falle, wo Menschen mit verschieden tief liegenden Personmitten einander gegenüber treten? In der ganzen Begegnung wird eine gewisse Fremdheit und Unverstehbarkeit mitklingen; die tiefer liegende Personmitte wird keine Resonanz finden. Nun ist das ein ganz alltägliches Phänomen. Es ist die Verlassenheit der großen Persönlichkeit. Aber diese Größendifferenz kann nie absolut werden. Es gibt nämlich eine innere Logik des Menschenlebens «als solchen», die in der Psychologie die grundsätzliche Aufhellbarkeit jedes Einzelcharakters möglich und in der Ethik eine grundsätzlich

durchgeführte Situationsmoral unmöglich macht. Allem Menschlichen, sei es noch so tief und innig, haftet eine wesentliche Undurchsichtigkeit, Armseligkeit, Zerstretheit, Gebrochenheit usw. an. Alles Menschliche wird (nach Augustinus) durch die Qualität der «*copiosa egestas*», der reichen Armseligkeit, oder (nach Pascal) durch «*grandeur-misère*», adeliges Elend, charakterisiert. Diese Qualität, die vor jedem Menschlichen unreflektiert mitempfunden wird, gibt uns zu erkennen, daß eine Erscheinung «menschlich» ist. Darum kann auch der Unterschied der Persönlichkeiten nie so groß werden, daß diese innere Gleichheit im Hinfälligen aufgehoben würde. Damit besitzen wir wiederum eine grundlegende Personalkategorie: In jedem Falle wird durch diese tiefe Verwandtschaft jedes menschliche Treffen charakterisiert; die Fremdheit kann da nie absolut sein.

Versuchen wir diese Personalkategorie auf Jesus Christus anzuwenden, so kommen wir von einem seltsamen Eindruck nicht los: dieser Mensch, Jesus von Nazareth, braucht niemanden, er ist auf keinen Menschen innerlich angewiesen, um sich zu entlasten. Er ist in seiner Um- und Mitwelt darin grundsätzlich fremd. Würde man seine äußere Mitwelt zu zeichnen versuchen, käme ein erschütterndes Bild zutage. Ein Bild des Ärgernisses, des Nichtverstehens, der Enge, der Kleinlichkeit, des Neides und der Eifersucht. Sie wollen ihn in ihre Welt hereinziehen. Überall lauern Menschen auf ihn und warten darauf, daß er in den aufgestellten Fallen hängen bleibt. Eine Feindschaft entsteht, die wohl wesentlich auf Jesu innere Fremdheit in dieser Mitwelt zurückzuführen ist.

Betrachtet man – konzentrisch vorangehend – seinen nächsten Umkreis, die Mitwelt seiner Angehörigen («Brüder»), so findet man wenig menschliches Verständnis mit ihm. Sie waren von gereizter Empfindlichkeit und Verslossenheit ihm gegenüber, überzeugt davon, daß er «von Sinnen» ist. Sie bezeugen – vielleicht unbewußt –, daß die ganze Logik des Daseins Jesu eine von der ihrigen grundsätzlich fremde ist. Im engeren Umkreis der Jünger wird seine Fremdheit noch deutlicher. Seine Worte werden mißverstanden oder ins Kleinliche herabgezogen; in Kapharnaum wenden sich die meisten von ihm ab, und es bleibt ihm nur ein kleiner Rest. Lesen wir die Leidensgeschichte, wird uns zur Qual, wie die letzten seiner Getreuen das Warum des Handelns Jesu nicht verstehen und nur eine ratlose Dumpfheit und Verstörtheit zeigen können.

Niemandem war Jesu menschlich inniger verbunden als seiner Mutter, aber nirgends wird seine grundsätzliche Fremdheit deutlicher, als in der Beziehung zu ihr. Die fünf Sätze, die Jesus im Evangelium zu seiner Mutter spricht, können wohl auf verschiedene Weise gedeutet werden; in jeder Deutung ist aber die seltsam abweisende Haltung des Sprechenden klar ersichtlich.

Bei dieser Phänomenologie der Fremdheit Jesu wäre noch auf jene Gegebenheit hinzuweisen, die Jesus «meine Zeit» nennt. Dabei könnte man den Ort erspüren, woher diese, das Menschliche sprengende Fremdheit hervorquillt, den Ort, ja gerade die letzte Tiefe, woher der ganze Rhythmus seiner Existenz bestimmt wird und wo alles menschenleer, erdenleer und restlos jeder Weltbeziehung entrückt ist. Unbedingt wäre in einzelnen Gesprächssituationen zu analysieren – vor allem in der Unterredung mit Nikodemus und im Gespräch mit der Samaritanerin am Jakobsbrunnen –, wie die Fremdheit Jesu aus solcher Tiefe gründet, daß sie die innige Verwandtschaft des Menschlichen von sich weist. Er spricht aus einer so tief liegenden Personmitte, daß sein Warum und Wozu sich mit dem der anderen nicht mehr deckt und seine ganze Gestalt als wesensfremd empfunden wird. Kann die Gestalt von Fürst Myschkin in Dostojewskijs «Idiot» ein Christussymbol sein, dann in erster Linie darum, weil Dostojewskij es so ausgezeichnet verstand, dieses Wesensfremdheit stiftende «Vorbeireden» nachzuzeichnen. Es wird hier unmöglich, die menschliche Begegnungsgestalt des gegenseitigen Sich-Treffens auf Jesus

Christus anzuwenden. Die allgemeine Personalkategorie der Un-Fremdheit alles Menschlichen versagt. Unsere Betrachtung muß wiederum scheitern.

Der Ärger

Wird die Fremdheit einer Person zu intensiv, so kommt leicht der Ärger zustande. Das Phänomen des Ärgers ist dermaßen zusammengesetzt, daß selbst eine einfache Strukturaufhellung den Rahmen unseres Versuchs sprengen würde. So heben wir nur zwei Faktoren aus dem psychischen Bild des Ärgers hervor, die anderen stellen wir dahin. Diese zwei Faktoren, vielleicht nicht einmal Wesensmomente in der Struktur des Ärgers, sind aber Ermöglichungsgründe seiner Entstehung. Ohne sie kann kein Ärger zustande kommen; sie bereiten das psychische Möglichkeitsfeld vor. Für unsere Zwecke sind sie von entscheidender Bedeutung.

Eine ganz einfache Analyse des Phänomens zeigt, daß der ärgererregende Mensch eine gewisse Persongröße haben muß. Der wirklich kleine kann uns zur Verachtung bringen, er vermag aber das Dasein nicht so tief in Bewegung setzen, daß ein Ärger entsteht. Er kann uns langweilen, er kann uns belästigen und sich widerlich benehmen; da wenden wir uns von ihm ab und verschließen uns vor ihm. Nie kann er aber uns wirklich ärgern. So ist der Ärger eigentlich ein seltenes Phänomen – nicht zu verwechseln mit Sichverdrießen, Mißvergügen, Mißmut, Nervosität und so weiter, so leicht von einem phantasielosen Sprachgebrauch als Ärger bezeichnet. – Die zweite Vorbedingung des Ärgers darf darin bestehen, daß das Tun des Ärger Erregenden das Daseinszentrum des sich Ärgernden trifft. Es handelt sich dabei um eine wesenhafte Störung des Aufnahmesubjektes. Durch das Tun des Anderen wird etwas Zentrales und Unbedingtes in uns aufs Spiel gesetzt, und darum antwortet das ganze Dasein mit einem Aufruhr. Die Existenz als Ganze wird durch den Ärger in ihrer Mitte getroffen. Eine partiell wirkende Störung scheint nicht zu genügen, um wirklich Ärger hervorzurufen; sie kann uns höchstens aufregen, verwirren, erschrecken und so weiter, nicht aber ärgern.

Diese zwei Entstehungsbedingungen ermöglichen uns, wichtige Schlüsse zu ziehen. Ist ein Mensch fähig durch sein Verhalten eine Situation ständigen Ärgers um sich herum aufrechtzuerhalten? Solch eine Daseinshaltung scheint auf Grund der eben genannten Entstehungsbedingungen ausgeschlossen zu sein. Ist der Betreffende ein wirklich großer Mensch – und das muß er ja sein, um überhaupt Ärger hervorrufen zu können –, dann wird er sich wenigstens mit einem kleinen Kreis verständigen können, und von diesen Menschen wird sein Dasein liebend aufgenommen oder wenigstens nicht mehr als ärgererregend empfunden. Geschieht dies aus irgendeinem Grunde nicht, so können wir noch immer weiterfragen, ob er nicht in seinem Leben Menschen treffen wird, die sein Dasein überragen und für die er keine zentrale Existenzstörung bedeuten kann. Die zwei Entstehungsbedingungen des Ärgers scheinen also eine ständige Lebensatmosphäre des Ärgers von vornherein auszuschließen.

Eine Möglichkeit ganz an der Grenze wäre noch zu betrachten – und darin folgen wir Kierkegaard –, diese einzige nämlich: Nehmen wir ganz abstrakt an, daß Gott wirklich und durchaus Mensch würde; was wäre seine allgemeine Situation? Die erste Möglichkeit menschlichen Verhaltens ihm gegenüber würde sich auf sein «Menschsein» konzentrieren und folgendermaßen argumentieren: er geht über die Straßen, er leidet, er ist von Feinden bedrängt, sein Leben bleibt in Vorläufigkeiten stecken – genau wie bei uns; wie sollten wir annehmen, daß in diesem Menschenleben sich das Endgültige öffnet? So kann das Absolute nicht sein. Die zweite Möglichkeit menschlichen Verhaltens würde sich umgekehrt auf das «Gottsein» konzentrieren. Man nimmt seine Gottheit an und beginnt mit ihm zusammenzuleben und will nichts Menschliches mehr an ihm bestehen lassen; es wird aber bald klar, daß er doch durchaus

menschlich ist und daß er sich in jedem Moment dem angenommenen Gottsein nicht gewachsen erweist. Da der Menschgewordene aber unter beiden Aspekten sich als eine hervorragende Persönlichkeit erweisen würde und dazu noch das Existenzganze seiner Mitwelt in seiner Mitte, ja in seiner innersten Mitte treffen würde (und das sind die zwei Entstehungsvoraussetzungen des Ärgers), wäre seine Situation die des ständigen Ärgers.

Wenden wir uns nach dieser Begriffserklärung der Gestalt Jesu zu, werden wir von der Ähnlichkeit mit der eben gezeichneten «einzigsten Möglichkeit» geradezu überwältigt. Würde man eine Geschichte der Ärgersituation Jesu zeichnen, so wären wahrscheinlich drei Etappen zu schildern. Die Revolte des Menschenherzens flammt zuerst in Nazareth auf und markiert die erste Etappe des Ärgers: den der Außenstehenden. Daraufhin wird der Kreis um ihn herum kleiner und der Ärger trennt seine Jünger von ihm, mit Ausnahme einer kleinen Gruppe bei der Lebensbrotrede in Kapharnaum. Endlich bricht der Ärger auch in den Kreis der Jünger ein, und Jesus bleibt allein.

Will man nicht nach diesem Schema vorgehen, sondern – wie Kierkegaard es macht – die zweifache Wesenssituation des Jesus-Ärgers schildern, so kommt man vielleicht näher an das Gemeinte heran. Wie gesagt, konzentriert sich die Aufmerksamkeit der ersten Gruppe beim Gottmenschen auf das Menschsein und der Ärger wird durch die Präntion eines Gottseins erregt. In der Ärgersituation von Jesus finden wir diese Struktur ganz genau. Er steht als ein Mensch vor den anderen, der durch seine Handlungen, durch die Weise des Sprechens, durch seine Präntionen verlangt, daß er als Gott angesehen werde. Da wird dieser ersten Gruppe klar, daß er in einem ungeheuren Selbstwiderspruch steht: Ist er nicht des Zimmermanns Sohn? Noch tiefer bricht die Möglichkeit des aus dem «Menschen» ausgehenden Ärgers in dem Moment hervor, wo Jesus auf die Frage von Johannes dem Täufer: «Bist du es, der da kommen soll», mit der Aufzählung der Taten antwortet, die ihn als Gott offenbaren sollen; das reizt das Menschenherz so sehr zur Auflehnung, daß Jesus selbst denjenigen selig nennt, der diese Auflehnung überwinden kann. Oder als die Schriftgelehrten zu ihm kamen und Jesus vor ihnen das traditionell Interpretierte und so auf Gott zurückgeführte außer Geltung setzt: dieser Ein-

zelne, der Jesus von Nazareth heißt, lehnt sich aus eigener Autorität gegen das Geheiligte auf und bezeugt dadurch, daß er mehr sein will als Mensch. Oder wiederum, als er erklärt, daß er über den Engeln steht, daß er Herr über die Tempel und das Gesetz ist, daß er das Recht besitzt, über alles Menschliche am Ende der Zeit zu richten, daß er die Sünden vergeben kann, daß er und der Vater eins sind, daß er zur Rechten des Allmächtigen sitzen wird und so weiter. Wir müssen uns ehrlich und innig fragen, wie unsere Existenz auf solche Präntionen geantwortet hätte.

Die zweite Möglichkeit eines wesengemäßen Ärgers konzentriert sich auf das Gottsein und kommt dadurch in eine Seinsaufregung, daß der angenommene Gott seiner angenommenen Gottheit nicht gewachsen ist. Wir finden auch diese Situation bei Jesus. Es ist zwar schwer zu sagen, wie weit die Apostel zu Lebzeiten Christi seine Gottheit erkannt und bejaht haben. Er wurde aber von ihnen jedenfalls über alles Menschliche gesetzt; darüber zeugt eindeutig das Bekenntnis von Cäsarea. Tatsächlich verfallen sie der Ärgernismöglichkeit zweiter Art: wie in der Leidensstunde alles zusammenbricht, das Menschliche in tiefstem Elend nackt daliegt, bricht in den Jüngern der Aufruhr gegen diese Menschlichkeit auf. Sie ärgern sich daran, daß das Göttliche in Jesus erniedrigt wird; sie wollen das von ihm fernhalten, da es gar nicht in ihr Messiasbild paßt. Die ganze Bitterkeit des Ärgers an der äußersten menschlichen Erniedrigung spricht sich am Weg nach Emmaus aus. Das Erhabene, Überragende und Heilbringende wird mißhandelt, verachtet, verspottet, zerrieben. Ist das nicht ein Beweis, daß die Annahme, er sei Gott, falsch gewesen ist?

So ist Jesus ringsum von Ärger umgeben. Einige sehen in ihm den Menschen und ärgern sich an seinen göttlichen Präntionen; andere versuchen das Göttliche in ihm hinzunehmen und ärgern sich an seiner Menschlichkeit. Das ist aber die Struktur, die wir oben umrissen haben: die einzige psychologisch mögliche Grundlage für eine Lebensatmosphäre des Ärgers ist nur vorhanden, wenn der Betreffende zugleich als Gott und als Mensch existiert. Wird Gott Mensch, tritt er notwendigerweise in den Zustand des Ärgers ein. So mündet unsere Betrachtung auch bei diesem Versuch in die Ungreifbarkeit, wo die Philosophie ihren Platz dem Glauben abtreten muß.

Dr. Ladislaus Boros

Das kranke Gottesbild

Unsere Zeit weiß wieder um die Wirksamkeit der Bilder. Nach der Dürre eines überanstrengten, blutleeren Rationalismus ist der Hunger nach der Anschaulichkeit neu erwacht. Mögen abstrakte Begriffe genauer, schärfer und vor allem bequemer sein, nur die Bilder ergreifen, faszinieren und machen schaudern. Bilder haften in der Seele und wirken noch lange nach, wenn brillante Gedankengänge längst vergessen sind. Bilder können darum zum Schicksal des Einzelnen und ganzer Gemeinschaften und Kulturen werden.

Vor allem sind es große, überwältigende Leitbilder, die eine prägende Kraft besitzen. Sie scheinen nicht so sehr durch die Tore der äußeren Sinne in unseren seelischen Raum einzutreten, als vielmehr der eigenen Tiefe zu entsteigen und nach Gestaltung des persönlichen Lebens zu drängen. Als Wunschbilder («So stelle ich mir die Ehe vor»; «Das ist mein Lebensideal») oder als Vorbilder («So haben es meine Eltern gehalten») können Leitbilder das Leben bis in seine Einzelheiten hinein modellieren und ausformen. Die Tiefenpsychologie spricht von Archetypen, die in ihrer konkreten Gestalt als Symbole immer wieder neue Formen annehmen, deren Urgrund aber in der

Struktur der Seele selbst liegt, so daß in den ständigen symbolischen Neugestaltungen doch immer das Wesentliche der menschlichen Natur sich inkarniert und erst zur Gestalt kommt. Ob solche archetypische Figuren uns in Form bedeutender Kunstwerke begegnen, oder ob sie als Urgebärden und Urlaute unsere Seele ergreifen, ob sie im lautlosen Wirken der Natur, vom Glanze des Schöpfungsmorgens, oder in der Entfesselung aller Elemente wie von einem Weltuntergang künden: immer öffnen sie jene Tiefenschicht der Seele, die in drängender Bereitschaft darauf zu warten scheint, durch solche Bilder ihre eigene Bildung zu erhalten und zu leisten und in ihnen Auskunft über den Sinn der Welt und des Lebens zu erfahren.

Die höchsten Symbole binden den Menschen zurück an die letzten Zusammenhänge und stellen sein Leben in Beziehung zur Überwelt, zu Gott selbst. Das Gottesbild ist seit Jahrtausenden der mächtigste Archetyp, das verborgenste Kraftzentrum, von dem aus alle Lebensbezirke letztlich durchgebildet werden. Er ist jene seelische Position, die notwendig am meisten «libido» auf sich konzentrieren muß, wenn das Menschenleben auf die Dauer gesund bleiben soll und wenn es einen Sinn

in Berufskarriere, Ehegemeinschaft und Dienst an Staat und Kultur besitzen will. Die Gottes-imago ist der geheimste Mittelpunkt der menschlichen Existenz schlechthin, denn nach diesem Bilde scheint der Mensch geschaffen zu sein. Darum muß er dieses Bild immer wieder in seinem Innersten und in allen Dingen finden und von ihm gebildet werden. Damit erweist sich aber das Gottesbild gleichzeitig als der gefährlichste Partner des menschlichen Daseins. Wie, wenn dieses Bild verzerrt erscheint? Wenn ihm Züge eignen, die abstoßend, unmenschlich, neurötisiert oder gar dämonisiert sind? Müssen wir dann nicht von einem kranken Gottesbild sprechen, das die Seele verbildet und entstellt? Wenn von einem echten und wahren Gottesbild Kräfte einer gesunden Menschenbildung ausstrahlen, werden dann nicht umgekehrt von einem Zerrbild Gottes auch Kräfte der Auflösung, der Dissoziation und Dekomposition, oder auch Neigungen zu Verkrampfungen und Verhärtungen ausgehen, die einen unproduktiven Lebensrhythmus und ein reduziertes, schiefgewinkeltes Menschenbild bewirken? Die Frage drängt in ihrer Bedeutsamkeit und Tragweite zur weiteren Erörterung. Wir beschäftigen uns im Folgenden mit drei Gedankengängen, die sich zwar ineinander schlingen, aber auch gegenseitig ergänzen, da sie um den gleichen Mittelpunkt kreisen: Tatsache, Erscheinungsformen und Ursachen des kranken Gottesbildes.

I. Die Tatsache des kranken Gottesbildes

Bevor wir daran gehen, das kranke Gottesbild in Einzel-Ausprägungen zu sehen, muß die Tatsache der Entstellung dieses Bildes erschlossen werden aus jenen seelischen Erkrankungen, die gerade um das Gottesbild kreisen und durch dieses Bild immer neu ausgelöst und gefördert werden. Es handelt sich dabei um Zustände, die als religiöse Angstneurose, Zwangsneurosen und seelische Spaltungs-Erscheinungen (ohne daß es zu einem psychotischen Spaltungs-Irresein kommt) bekannt sind. Hinter solchen Zuständen wirken nach heutiger wissenschaftlicher Überzeugung seelische Komplexe, die ihre Energieladungen durch Kindheitserlebnisse, Schicksalsschläge, Berufs- und Eheschwierigkeiten zusammengeballt haben, die nicht selten aber auch um religiöse Vorstellungen als um ihren Mittelpunkt gruppiert sind, oder durch solche Vorstellungen wenigstens eine Verstärkung erfahren. In den letzteren Fällen spielt das Gottesbild als Kern oder Kristallisierungspunkt des komplexbedingten Prozesses eine besondere Rolle.

Wenn wir von religiöser Angst-Neurose sprechen, dann meinen wir nicht jene dumpfen und lastenden Angstgefühle vor dem Numinosen, die jeden wachen Menschen überfallen können. Es geht nicht darum, daß Menschen mit feinem Sensorium für Übersinnliches und Absolutes an Gott leiden, weil sie ihm ferne sind, ihn nicht sehen und vernehmen können, weil er der Unbegreifliche, der Geheimnisvolle, der «Ganz Andere» ist. Man mag die augustinische Unruhe des Herzens als eine Art Ur-Neurose bezeichnen, kann dann aber nicht übersehen, daß sie seit dem Verlust des Paradieses in den Bereich des «Normalen» gehört und keiner Verwechslung mit den eigentlichen religiösen Neurosen zum Opfer fallen darf. Auch die innere Aufgewühltheit, die in asketischen Entsagungen oder in ekstatischen Versenkungen einen Aufstieg zur Höhe oder einen Abstieg zur Tiefe Gottes versucht, darf nicht ohne weiteres als übertrieben und anormal, als neurotisch angesehen werden, da sie einem wesentlicheren Verständnis des Daseins entspricht und zu tieferer Gesundheit führen kann. Man muß kein schwärmerischer Christ sein, um die Gottesfrage und Gottesnot des Menschen mitzerleben. Das erschütternde Ringen des jungen Nietzsche um Gott mußte nicht notwendig in der Nacht des Wahnes enden, und Rilkes Kreisen um Gott, «um den uralten Turm», darf nicht nur als narzißtische Selbstbespiegelung gedeutet werden. Gewisse Schulweisheiten können diesem ruhelosen Prozeß um Gott auch nicht ahnungsweise in die Nähe kommen. – All das muß mit Nachdruck ge-

sagt sein, bevor wir daran gehen, religiöse Angstneurosen zu betrachten.

Die Angst vor Gott darf auch nicht verwechselt werden mit jener «Furcht Gottes», die der Anfang aller Weisheit ist ... Die Furcht vor Gott weiß um den absoluten Abstand zwischen Schöpfer und Geschöpf. Sie wird darum zur Ehr-Furcht, die sich verneigt und die sich dabei innerlich öffnet und ausweitet, die lauscht und horcht auf die Stimme des Höheren, und zur Hingabe bereit ist. Angst aber weitet nicht, sondern schnürt ein, verschließt den Menschen in einen Engpaß (*angustiae*). Angst macht unfähig zu klarem Sehen und zum horchenden Lauschen und treibt den Menschen im Labyrinth der eigenen, dunklen Gänge herum. In der Angst ist die Existenz des Menschen schlechthin bedroht, so daß er keinen Ausgang finden kann. In solcher Angst-Situation erfolgen Kurzschluß-Reaktionen. Der Mensch gerät in einen unheimlichen Bewegungsturm, in einen Wirbel von Gefühlen und Stimmungen, von entgegengesetztesten Vorstellungen und Affekten, die sich auch nach außen explosionsartig entladen können und sich nicht selten in körperlichen Symptomen (Zittern, Beben usw.) manifestieren. Oder es erfolgt ein seelischer Totstell-Reflex, ein inneres und äußeres Verstummen, ein Betäubtsein und Erstarren, eine innere und äußere Verblockung und Vereisung bis zu partiellen äußeren Lähmungszuständen. – In der religiösen Angst-Neurose ist es nicht selten das Gottesbild, das in solche Angstwirbel hineintreibt oder zu solchen Erstarrungszuständen führt, ein Gottesbild, dessen Profil solche Angstäußerungen bewirkt.

Auch von einer religiösen Zwangs-Neurose darf nicht allzu rasch gesprochen werden. Die Tiefenpsychologie muß zu ihrem hervorragenden Blick für seelische Zusammenhänge und für die innere Dynamik auch die Sehschärfe für die feineren Unterschiede der einzelnen Phänomene pflegen. Sehr klar muß vor allem der psychische Zwang von dem Gefühl und dem Bewußtsein eines inneren Sich-Verpflichtet-Wissens unterschieden werden. – Die Verpflichtung, die durch Gebote und Verbote gegeben wird, setzt die Freiheit des Menschen voraus. Nur der Mensch, der im Besitze seiner seelischen Funktionen ist und eine relativ gute Verfügungskraft über diese Funktionen besitzt, hat jene Zuständigkeit und Zurechnungsfähigkeit, die zu echt sittlichem Handeln nötig ist. Der psychische Zwang aber bedeutet eine Reduktion und in manchen Fällen eine weitgehende Aufhebung, ja dann und wann den Verlust dieses freien Verfügungsrechtes. Wo der Mensch zwangsmäßig handelt, fällt er zurück in vorpersonales Verhalten, und seine Gebärden, sein Tonfall erhalten den Charakter des Mechanischen, des Automatischen und Roboterhaften. Es erfolgt dann eine Anschärfung der äußeren Ausdrucksformen, oft eine Versteifung; die Stimme wird hart und unpersönlich, der Gesichtsausdruck starr, maskenhaft, die gesamte Motorik erscheint stilisiert, so daß ihm die menschliche Wärme, die wunderbare Elastizität der personalen, lebensvollen Freiheit mangelt. Es ist als ob Zwangsvorstellungen und Zwangsimpulse selbständig aus einer einzigen, dem seelischen Gesamt entlaufenen und losgelösten Kraft sich ergießen würden und zu einer Überschwemmung des eigenen, aber oft auch des fremden Menschseins freigegeben wären. Der Zwangsneurotiker zwingt sich und seine Mitmenschen, und wenn er religiöser Zwangsneurotiker ist, dann möchte er auch Gott zwingen: «Er muß mir helfen» ... «er muß mir Gnade geben» ... «er darf das nicht zulassen» ... Stereotyper Wiederholungszwang, automatischer Gebrauch magisch-beschwörender Gebetsformeln, unduldsame Selbstquälerei, Zwangsvorstellungen von den ewigen Höllenstrafen oder ein unaufschiebbarer und ständiger Beichtzwang lassen zunächst nur ahnen, daß das Gottesbild dieser Menschen andere Züge trägt als der Offenbarungsgott der Frohbotschaft.

Wenn bei jeder Neurose ein Wirklichkeitsverlust stattfindet, dann deutet dies zurück auf die wahren Hintergründe des neu-

rotischen Vorganges. Die Reduktion der Wirklichkeit ist nämlich bedingt durch Verdrängungen von lebenswichtigen Fragen oder durch Einseitigkeiten in der äußeren und inneren Lebensführung. Ein Stück Wirklichkeit müßte durchgelebt oder durchgelitten werden und wird statt dessen ins Unbewußte versenkt; oder eine entscheidende Entwicklungsphase wird aus irgendeinem Grunde nicht geleistet, seelische Funktionen bleiben unterentwickelt. Durch solch bewußtes und öfter unbewußtes «Versagen» wird immer eine Realität vom bewußten Leben abgespalten und muß im Unbewußten eine Kummerexistenz fristen. Es findet eine Dissoziation zwischen bewußtem und unbewußtem Leben statt, die bei der Kompensations-Dynamik gerade des Unbewußten zur seelischen Zerrissenheit, zu widersprüchlichem Verhalten, ja zu unbegreiflichen Umschlags-Erlebnissen und Haltungen drängt. – Diese innere Dissoziation darf nicht verwechselt werden mit der fruchtbaren seelischen Polarität, mit jener Spannweite, die auch sehr verschiedene und gegensätzliche seelische Inhalte, Gefühle, Kräfte umfaßt und zu einer produktiven Spannungseinheit zusammenhält. Die neurotische Dissoziation bedeutet dagegen Verselbständigung und Autonomie bald der einen psychischen Kräftegruppe, bald Ausbruch und Zwangsimpulsiertiv der entgegengesetzten inneren Tendenzen. In der religiösen Neurose begegnet diese Dissoziation nicht selten als zwangshafter Gotteshaß vom Unbewußten her, bei bewußtem Streben nach Gottesliebe und Gottesvereinigung. Es scheint, als ob im Gottesbild selbst ein innerer Riß verlaufe, als ob zwei unvereinbare Gesichter aus dem Gottesbild einen Januskopf machten. Angst, Zwang und Dissoziation gehören zusammen als böse Trias, verschränken sich auch in der religiösen Neurose. Sie lassen die Frage dringlicher werden, welcher Art denn das Gottesbild sei, das hinter diesen neurotischen Symptomen stehe, das sie bewirke und fördere und den Menschen in einem wahren Teufelskreis herumtreibe.

II. Die Erscheinungsformen des kranken Gottesbildes

Das Gottesbild, sowohl jenes der jahrtausendealten Überlieferung wie das des Christentums, ist ein Bild von gewaltiger innerer Fülle und von unendlichem Reichtum. Was die Schöpfung an Herrlichem und Großem darbietet, muß im Schöpfer, als ihrem Ursprung und ihrem Urbild, schon da sein. Kein Wunder, wenn ein solches Ur-Bild wie ein Riesenmosaik anmutet, das bei aller inneren Einheit und Geschlossenheit aus Tausenden von Steinchen zusammengesetzt ist. Ja, es erscheint als eine *complexio oppositorum*, wie sich Theologen ausdrücken. Gott ist gleichzeitig der transzendent Fernste und der immanent Nächste von uns, er ist der große Schweigende und spricht zu uns aus allen Dingen, er ist der Allheilige und läßt doch die Greuelthaten und die abscheulichsten Menschheitsverbrechen geschehen, er ist der unerbittlich Gerechte und doch zutiefst der Allerbarmer. Unbegreiflich, geheimnisvoll, rätselhaft, ist er der Namenlose, der tausend Namen hat. – Was eine Theologie als Einheit der Gegensätze bezeichnet, das sucht die Religionspsychologie eines R. Otto im Numinosen als das Tremendum, das doch gleichzeitig auch Fascinosum ist, zu verstehen, und zitiert einen Augustinus, der jenen berühmten Satz schrieb: «*exhorresco in quantum dissimilis, inardesco, in quantum similis*». Ob die Denker mit dialektischen Gegensätzen und Paradoxen dem Wesen Gottes sich nähern und die Dichter mit kühner Bildersprache, die Maler mit der Glut ihrer Palette: immer gilt doch auch da jenes Wort, das die Gegenbewegung prägnant zum Ausdruck bringt:

«Wir bauen Bilder vor dir auf, wie Wände,
so daß schon tausend Mauern um dich stehn.
Denn dich verhüllen unsre frommen Hände,
sooft dich unsre Herzen offen sehn.» (Rilke)

Es kann nicht überraschen, daß ein so spannungsgeladenes Gottesbild in seiner Weite und Grenzenlosigkeit zu einseitigen

Verständnis-Versuchen, zu falschen Vorstellungen, zu Mißverständnissen und Mißdeutungen Anlaß geben kann. Nimmt man dazu die Grenzen unserer menschlichen Ausdrucksmöglichkeiten und Begriffsprägung, und daß vor allem kein Symbol der darstellenden Kunst Gott, den reinen Geist, je auch nur annähernd so zu zeigen vermag, wie er ist, dann begreift man in etwa das Bilderverbot im Judentum: «Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, um es anzubeten.» Es kann nicht nur zum Götzenbild, zum Fetisch werden, es kann auch falsche Auffassungen von Gott erwecken und fördern. Die Bilderstürme des Abendlandes waren zwar dazu angetan, den Menschen in eine un menschliche bildlose Einsamkeit zu treiben, aber sie haben neben ihrer fanatischen Komponente auch einen wahrhaft großen Zug, der nicht übersehen werden darf.

Nur auf dieser Folie können die Erscheinungsformen des kranken Gottesbildes in den richtigen Rahmen gestellt werden. Wir können fünf Gruppen solcher Erscheinungsformen unterscheiden. In der ersten Gruppe ist das Gottesbild einseitig von einem einzelnen Glaubenssatz her verstanden. Gott wird etwa als der bloß absolute Herrscher erlebt. Er gleicht dann einem Willkür-Gott, einem unmenschlichen Tyrannen, der ebenso kaltblütig die einen Menschen zu ewiger Verdammnis vorherbestimmt, wie er andere völlig grundlos als seine Lieblinge behandelt: der *Rex tremendae majestatis*. Oder Gott ist der unerreichbar Ferne, der in ewiger Majestät thront und sich um das niedere Menschevolk nicht kümmert, das aus einer Spiel-Laune heraus ins Dasein geworfen wurde. Oder das Gottesbild wird konsequent anthropomorphisiert und zeigt nur den guten Himmels-Papa mit wallendem Bart, einen jovialen Biedermann, von dem auch die Gleichgültigen noch sagen können: «Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern». Oder Gott wird zum korrekten Vertragspartner, dem man die «festgesetzte Steuer» zahlt, den man aber nicht weiter in die Bücher gucken läßt ... Oder es ist das Gottesbild eines dynamischen Pantheismus, das Gott nur als den ewig Werdenden kennt, als den Bedürftigen, der immer nach Gestaltwerdung drängt, sie aber keineswegs autoritativ fordern und machtvoll durchsetzen kann.

Zur zweiten Gruppe wollen wir das einseitig moralisierte Gottesbild zählen. Da steht der starre Gesetzesgott vor uns, der kleinlich und rachsüchtig über der Haltung seiner Gebote wacht. Paragraphen und formaljuristische Gesichtspunkte gehen diesem Gott über alles: wehe, wenn man ihn kränkt, beleidigt, wenn man in kindlichem Leichtsinne oder aus schwächlichem Versagen sich von ihm bei einer Unvollkommenheit ertappen läßt. Seine Rache ist furchtbar. Ein rachsüchtiges Weib ist im Vergleich mit diesem empfindsamen Gott tausendmal erträglicher. Ja, er ist der ganz kleinliche Buchhalter-Gott, der pedantisch und griesgrämig über den Lebensbüchern der Menschen sitzt, der Soll und Haben einträgt und eine unbarmherzige Bilanz zieht: «*liber scriptus proferetur, in quo totum continetur, unde mundus judicetur*» ...

In einer dritten Gruppe präsentiert sich das säkularisierte Gottesbild, das die Absolutheits-Attribute Gottes in den Bereich des Endlichen transponiert, damit aber eine wirklich verhängnisvolle Vertauschung vornimmt und Hoffnungen aufflammen läßt, wo sie notwendig enttäuscht werden müssen, so daß Angst, Zwangsvorstellungen und Dissoziationen voraussehen sind. Die göttliche Allmacht wird auf den Staat oder an den Führer übertragen, die Allwissenheit Gottes der Wissenschaft zugeschrieben (der Aberglaube an die Wissenschaft, auch an die theologische, ist noch längst nicht gebrochen), Gottes Allgüte wird in bloße Humanität umgefälscht, seine Unendlichkeit in einen idealistischen Fortschrittsprozeß verlegt, die Lebendigkeit Gottes in der Vitalität als solcher vergötzt. (In der Folge dieser Säkularisierungen wechseln auch andere religiöse Vorstellungen ihre Besitzer: das Paradies wird im Wintersport-Paradies oder gar in jenem der Südsee erlebt, während die Hölle in Konzentrations- und Arbeitslagern

in ganzer Dämonie Brueghelscher Phantastik nachgeahmt erscheint ...)

Von dieser dritten Gruppe ist der Weg zur vierten und fünften kein allzu weiter, zum magisierten und dämonisierten Gottesbild. Die Attribute Gottes sind dann nicht nur ins Endliche hineinprojiziert, sondern erscheinen in diesen begrenzten Gebilden inkarniert und mit magischen Kräften aufgeladen. Unbegrenzte Mächte über Leben und Tod gelangen durch die neuesten Techniken in die Verfügungsgewalt des Menschen ... bis zur künstlichen Zeugung des Menschen ... Die geheimsten Seelenvorgänge können durch die heutigen Methoden der Seelenaufschlüsselung, durch kombinierte Testverfahren oder mittels der «Wahrheitsspritze» aufgedeckt werden ... Techniker, Ärzte und Psychologen gewinnen etwas vom Bilde des magischen Heilbringers und usurpieren praktisch gewisse Züge des Gottesbildes. Dabei mischen sich notwendig auch Eigenschaften des Dämonischen ein. Die Gestalt des «weißen Magiers» kann fast unvermittelt umschlagen in jene des «schwarzen Zauberers» und als Verkörperung des Urbösen erscheinen. Das Gottesbild bekommt die Dimension des Unheimlichen, Unberechenbaren, Abgründigen und Hinterhältigen. Züge der Grausamkeit und der Bosheit leuchten gespenstisch mit. Hier bekommen die Vorstellungen das Übergewicht des Zwangsmäßigen und der letzten Existenzbedrohung. Es überrascht dann nicht mehr, daß plötzlich auch fratzenhafte Tiergestalten und Fabelwesen mit den Attributen des Absoluten auftreten: der Drache, der den Hort bewacht, aber auch sein schwarzes Gift als Todeslauge speit, die Katze mit den Raubtieraugen, die mit Menschen wie mit Mäusen ein grausames Spiel treibt, und immer wieder die Schlange, die glitzernd und gleißend lockt, um nachher mit würgendem Griff zu erdrosseln. Ist es Zufall, daß diese Bilder in den Träumen von Neurotikern überwältigend spielen – und daß in der Methode des freien Einfalls diese Bilder als Assoziationen zum Gottesbild fast mühelos und selbstverständlich aufquellen? Es sind Erscheinungsformen des neurotisierten Gottesbildes, wie sie keineswegs nur in Ausnahmefällen auftreten, und gerade bei religiösen Personen sich zwangsmäßig einstellen können. Wie kommt es zu solchen dämonisch anmutenden Gottesbildern? Welche seelischen Erlebnisse, Prozesse und Zusammenhänge sind am Zustandekommen dieser Bilder beteiligt?

III. Die Hintergründe des kranken Gottesbildes

Das Aufsuchen und Beleuchten der Hintergründe eines kranken, neurotisierten Gottesbildes gehört zu den allerschwerigsten Aufgaben. Der Mensch in seiner ganzen inneren Haltung, in seinem gesamten Werdegang, in seinen verborgensten seelischen Wünschen, Regungen und Motiven wird da angefragt. Gefühle und Vorstellungen, die ihm selber gänzlich oder zum Teil unbekannt sind, von denen vor allem sein Bewußtsein nichts weiß, müssen aus dem Unbewußten gegen mannigfache Widerstände freigelegt werden. Jeder Fall ist dabei einzig in seiner Art. Dennoch lassen sich wohl einige gemeinsame Hintergründe sehen, die bei vielen dieser kranken Gottesbilder vorhanden sind.

Zuerst muß wohl an die Übermittlung eines einseitigen, verstümmelten Gottesbildes gedacht werden. Es bedeutet die Gefahr jeder religiösen Unterweisung, daß sie in Unterricht oder Predigt je nach dem gerade vorliegenden Abschnitt, je nach einem Einzelwort der Heiligen Schrift die Gestalt Gottes «stilisiert» erscheinen läßt, so daß nur selten ein ganzheitliches Gottesbild in der inneren Polarität gezeichnet wird. Je nach den individuellen Voraussetzungen wird dann manchmal auch nur ein Einzelzug vom Hörenden aufgenommen und festgehalten, beinahe als einziger fixiert. Ähnlich wirken natürlich Malereien, Plastiken, die etwa in expressionistischer Steigerung einen einzigen Aspekt des Gottesbildes faszinierend darstellen. Man be-

greift auch von daher die Notwendigkeit des Wächteramtes der Kirche über die Symbole und ihre Gestaltung. Vor allem aber sind es die religiösen Gefühlserlebnisse, die das Kind und der Jugendliche im Schoße der eigenen Familie auf dem Weg der natürlichen Übertragung in sich nachbilden. Dabei muß freilich an jene tiefe analytische Erfahrungstatsache erinnert werden, daß die Kinder ausgerechnet das Unbewußte ihrer Eltern und Erzieher leben, also in diesem Falle nicht jenes Gottesbild, das immer bewußt hingestellt wird, sondern jenes andere, das verdrängt wurde, das aber aus dem Unbewußten heraus um so mächtiger wirkt und um so unkontrollierter.

Alle nur verdrängten Angstmotive und Schuldgefühle wirken sich dann aus und bauen an einem Gottesbild der Kinder mit, indem sie vor allem die Gefühlseinstellung Gott gegenüber prägen. Von dieser Einsicht her begreift man etwas leichter, warum nicht selten Kinder vor Gott Angst empfinden und Jugendliche sich vom Religiösen abwenden, obgleich oder gerade weil die Eltern nach außen eine sehr starke religiöse Aktivität entfaltet hatten (die aber zutiefst eine Form von Angstbeschwichtigung bedeutete), während umgekehrt auch Jugendliche den Weg zu Gott suchen, deren Eltern alles Religiöse aus dem privaten und familiären Leben verbannt hatten. – Das Problem der Übermittlung des Gottesbildes wird damit sehr schwierig und fordert von den Erziehern selbst eine verhältnismäßig gute Korrespondenz zwischen ihrem bewußten und ihrem unbewußten seelischen Leben.

In deutlichem Zusammenhang mit diesem Hintergrund eines kranken Gottesbildes steht als weiterer neurotisierender Faktor die Diskrepanz zwischen dem übermittelten und dem persönlich erfahrenen Gottesbild. Wir wissen ja, wie oft ein Bild von Gott fast äußerlich mechanisch übermittelt und auch angenommen wird, ohne daß es zu einer inneren Assimilation kommt. Die Individualkräfte sind unbeteiligt, ein persönliches Erleben Gottes, eine innere Erfahrung kann nicht zustande kommen. So herrschen dann im Inneren ganz andere Vorstellungen und auch divergente Gesetze des Handelns als äußerlich: begrifflich wurde durch Unterricht und Umgebung ein christliches Gottesbild übernommen, innerlich, in der Seelentiefe, aber wirkt ein heidnisches, ein gnostisches, manichäisches, ein magisiertes, oder auch ein säkularisiertes Gottesbild. Auch in diesem Falle müssen sich die Erzieher fragen, ob ihre Übermittlung des Gottesbildes nicht zu intellektuell, zu abstrakt begrifflich bleibt, so daß eine seelische Integration, ein echtes, ganzheitliches Erleben dieses Bildes unmöglich wurde. Natürlich kann es auch sein, daß durch die allgemeine rationalistische Haltung einer Zeit oder einer Unterrichtsmethode die Erlebnisfähigkeit als solche unentwickelt blieb, und somit auch religiös sich nicht auswirken konnte. Dies ist aber gerade für ein so hoch differenziertes Gottesbild, wie das christliche eines darstellt, doppelt nachteilig, da ein inneres Mitschwingen und persönliches Erfahren dann fast zum vorneherein verunmöglicht wird.

Zu eigentlichen Zusammenbrüchen eines bisher hochgehaltenen Gottesbildes kommt es dort, wo aus großem Idealismus dieses Bild nicht nur ehrfurchtsvoll verehrt wird und wo es in seiner Vollkommenheit als Vorbild dasteht, dem man in bescheidenem kreatürlichem Abstandsgefühl naheifert, sondern dort, wo dieses Vorbild als zwangsmäßige Vorstellung, mit der man sich identifizieren möchte, die allerschwersten und in der praktischen Situation noch nicht realisierbaren Forderungen stellt. Damit kann der Mensch in eine Spirale von hochgesteigerten Ansprüchen an sich selbst und von selbstquälerischen Verzweigungen und depressiven Minderwertigkeitsgefühlen hineingetrieben werden. Der seelische Zusammenbruch ist vorauszusehen – und nicht selten wird dann auch ein so gefährliches Gottesbild zuerst als phantastisches Wunschbild, dann nicht selten auch als naturentsprechendes Urbild liquidiert und verbrannt. Wieder kann das Gottesbild dann als Untier erscheinen – weil im eigenen Inneren, das man mit die-

sem Bilde identifiziert hatte, der Drache oder die Katze sichtbar werden. Der göttliche Drache aber ist zerstörend. – Die Tiefenpsychologie spricht in diesem Zusammenhang entweder mit Freud vom «Aufbau eines Überich», das notwendig mit allen Realitäten in Widerspruch geraten muß, oder mit vielen neueren Richtungen von «Perfektionismus», der in die Zwangsspirale hineinreißt. Hinter den Begriffen des Überich und des Perfektionismus aber stehen die der Psychotherapie nur zu gut bekannten Mechanismen von Identifikationen und Projektionen, in denen auch das Gottesbild eine große affektive Rolle spielt. Selbst persönliches Versagen und nicht mehr länger bestreitbare Schwächen werden dann schließlich dem Gottesbild anprojiziert, oder treiben wenigstens zu Anklagen gegen den Gott, der solches geschehen läßt. Das ganze Problem des Bösen wird in das Gottesbild hineinverlegt: uralte gnostische Spekulationen werden wieder virulent und treiben ihr Unwesen.

Durch die Psychologie von C. G. Jung ist ein weiterer Hintergrund neurotischer Gottesbilder betont worden: die Abschnürung des Individuallebens und auch der bewußten Kollektivsituationen vom archetypischen Wurzelboden, das Fehlen eines lebendigen Kontaktes zwischen dem bewußten Gottesbild und dem unbewußten Archetyp Gottes. Das Gottesbild ist in solchen Fällen zu begrifflich abstrakt geworden, ein rationales Skelett, eine dürre, blutlose Mumie. Alles Numinose ist daraus eliminiert, es vermag weder echt und hinreißend zu faszinieren, noch auch heiliges Schauern in der Seele zu wecken, es wirkt nur wie eine Gliederpuppe, die entsprechend den jeweiligen Gefühlen und Stimmungen bewegt und verrenkt werden kann, bald zum «lieben Gott», bald zum bedrohlichen Richter. Oder, um in der Bildsphäre zu bleiben, das Gottesbild ist ein Trapez geworden für subtile religiöse Gedankenakrobatik. – Diese Unverbundenheit mit den Tiefenschichten der Seele ist aber bedingt durch die allgemeine Verkümmderung der Bildkraft und Bildschau des Menschen. Der Rationalismus als geistiger Bildersturm hat in dieser Beziehung verheerender

gewirkt als der Bildersturm der Reformationszeit. Von diesem Gottesbild darf das Wort Jung's ausgesagt werden: «In einer seelisch unterernährten Menschheit kann selbst Gott nicht gedeihen.» – Dagegen wächst die Gefahr des «Gegenlaufes», so daß in dieser Situation plötzlich numinose Bilder aus dem Unbewußten ins Bewußtsein einbrechen und dieses mit fremden, schreckhaften, unheimlichen Götzenfiguren überschwemmen. Da sie in keiner Weise mit dem «aufgeklärten» Bewußtsein Kontakt haben, sind sie ungeläutert und überfallen in primitivster Weise gerade jene Menschen, die sich gefeit wähnten gegen allen «Aberglauben».

Wir haben damit einige allgemein faßbar werdende Hintergründe des kranken Gottesbildes aufgezeigt. Die Problematik ist angepeilt, ohne daß sie in der immer je individuellen Gestalt hier bloßgelegt werden konnte. Die Bedeutung und Gefahr des Gottesbildes fordern eine immer erneute Überprüfung und Kontrolle seiner Verkündigung, Darstellung und seiner Erlebnisformen im innersten Personzentrum. – «Das, was eine Neurose heilt, muß so überzeugend sein, wie die Neurose» (C.G. Jung: «Psychologie und Religion», S.189). Wenn es auch schwer und unmöglich bleibt, je ein völlig adäquates Gottesbild zu übermitteln, «da alle unsere Erkenntnis Stückwerk ist und wir Ihn jetzt nur wie im Spiegel schauen» (1 Kor. 13), so dürfte es doch möglich sein, zu große Verzerrungen oder gar die Neurotisierung des Gottesbildes zu vermeiden. Für den Christen ist Gott im Antlitz Christi aufgeleuchtet, in der ganzen Weite und unbegrenzten Polarität des numinosen Urbildes. Darum fordert Paulus, wir sollten «dem Bild seines Sohnes gleichförmig werden» (Röm. 8, 29). Im echten und unverstellten Bild Christi begegnet uns das, was überzeugender ist als alles, was eine Neurose provozieren kann: «Die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater» (Jo. 1, 14). Damit wird die Frage nach dem eigentlichen, ganzen und unverzerrten Gottesbild zur nicht weniger anspruchsvollen Frage nach dem Christusbild.

J. Rudin

Wie der Kommunismus in der Westschweiz arbeitet

Die kommunistische Partei der Arbeit in der Westschweiz überstand die von den ungarischen Ereignissen im Oktober und November 1956 ausgelöste Erschütterung in ganz anderer Weise als die kommunistischen Partei-Organisationen in der deutschen Schweiz, die ihren Anhang fast ganz verloren. Wir haben in einem ersten Beitrag anhand der Ergebnisse von kantonalen und kommunalen Wahlen in den Kantonen Genf, Neuenburg und Waadt darüber berichtet und Gründe anzugeben versucht, welche diese «Beharrung» erklären (siehe Nr. 2, Seite 16 ff.).

Es bleibt uns noch darzustellen – und das ist der gewichtigere Teil der Information –, wie der Kommunismus in der Westschweiz arbeitet. Einzelheiten mögen im Verlauf der Zeit durch die Tagespresse bekannt geworden sein, den Charakter und die Bedeutung der kommunistischen Arbeit läßt nur eine größere Zusammenschau eindrucklich erkennen.

Programme und Beschlüsse der Partei

Wir haben hier zunächst auf die Programme und Beschlüßfassungen der PdA aufmerksam zu werden, die allein in den Stand versetzen, die Aktionen der Partei und verschiedener zugeordneter Neben- und Hilfsorganisationen im richtigen Licht zu sehen.

Ein eigentliches Programm besitzen heute weder die gesamte

PdA der Schweiz noch die kantonalen Parteien der Westschweiz. An der «Landeskonzferenz» der PdA der Schweiz über die Pfingsttage (8. bis 10. Juni) 1957 in Lausanne wurde auf Antrag der PdA-Zürich das Zentralkomitee beauftragt, bis zum nächsten Parteitag, der als 7. Parteitag der PdA auf Pfingsten 1958 einberufen werden soll, einen Programmentwurf auszuarbeiten.

Die Landeskonzferenz 1957

Offenbar mit Rücksicht auf die ideologischen Divergenzen in den Reihen der Mitglieder wurde für das Jahr 1957 von einem eigentlichen Parteitag Abstand genommen und statt dessen eine Landeskonzferenz durchgeführt. Als Vorbereitung auf diese Konferenz legte das Zentralkomitee der Partei an einer Tagung am 16./17. Februar 1957 in Lausanne ein Dokument vor, das in der «Voix Ouvrière» vom 14. März 1957 unter dem Titel «La lutte pour le socialisme en Suisse» veröffentlicht wurde. Das Dokument war als Grundlage für eine vorbereitende Diskussion gedacht. Es erübrigt sich aber hier, auf das Dokument und die Zuschriften in der «Diskussionstribüne» in der «Voix Ouvrière» und im «Vorwärts» einzugehen, weil die für die Aktion wichtige Zusammenfassung an der Landeskonzferenz selber geboten wurde, einmal im Bericht des Zentralsekretärs der Partei und dann in den Resolutionen der Konferenz.

Der Bericht

In seinem Bericht gab der Zentralsekretär, E. Wöog, zunächst einen «Überblick über die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse in der Schweiz». Er betonte die «immer enger werdenden Beziehungen des schweizerischen Großkapitals mit dem ausländischen, vor allem amerikanischen Kapital ... die noch nie seit dem Bestehen des schweizerischen Kapitalismus erlebte Periode der Konjunktur» («die Schweiz ist neben Westdeutschland das Land, wo am meisten gekrampft wird») und forderte «im Interesse der Arbeiterklasse» Verkürzung der Arbeitszeit, Erhöhung der Reallöhne und dabei unbedingt «Verbindung des Kampfes um Reformen mit dem allgemeinen grundsätzlichen Kampf gegen die kapitalistische Ordnung».

Im Mittelpunkt des Berichtes stand die Kampfansage der PdA an die «regierende Minderheit der Kapitalisten», beziehungsweise an deren «Solidarität mit den Imperialisten» und «reaktionäre Innenpolitik».

Die Außenpolitik entspreche der Orientierung der Wirtschaft, nämlich «Ausrichtung auf die Interessen des Industrie- und Finanzkapitals, auf die imperialistischen Großmächte». «Ideologisch hält die führende Bourgeoisie an der militärischen Neutralität fest, in Wirklichkeit jedoch bereitet sie ideologisch den Anschluß an den Westblock vor ... Das Zusammengehen mit den Vereinigten Staaten ist das Zusammengehen mit dem, wie Lenin ihn nannte, „reaktionärsten, wütendsten Imperialismus, der alle kleinen und schwachen Völker unterdrückt und die Reaktion in der ganzen Welt wiederherstellt“ («Vorwärts» 14. 6. 1957).

Die Innenpolitik sei auf die Außenpolitik ausgerichtet und «reaktionär» ... «Nach außen hält man den Mythos über die beste Demokratie der Welt aufrecht, nach innen hat man, wenigstens in der deutschen Schweiz, schon längst ein Polizei-Regime errichtet, das seinesgleichen sucht. Was in der deutschen Schweiz vor sich geht, ist eine kalte Faschisierung nach Schweizerart, nach Schweizermuster. Man macht es auf stille Art» («Vorwärts» 14. 6. 1957).

Für die PdA stehen deshalb bezüglich der allgemeinen Lage und der Außenpolitik an erster Stelle «der Kampf für die Erhaltung des Friedens, für das Verbot der Atomwaffen und Atomwaffenversuche». Und auf dem Gebiet der Innenpolitik müsse vor allem «der Kampf für den Frieden» mit «dem Kampf gegen die von Jahr zu Jahr wachsenden Militärausgaben, gegen die Superaufrüstung» verknüpft und «in engster Verbindung» mit diesem «Kampf für die Verbesserung der Lage der arbeitenden Bevölkerung» geführt werden – und dies «in Zusammenarbeit mit allen fortschrittlichen Kräften, vor allem mit den sozialdemokratischen Arbeitern und den Arbeitern in den Gewerkschaften»:

«Wir werden hartnäckig die Politik der Sammlung der Kräfte des Volkes, der Sammlung aller fortschrittlichen Kräfte, verfolgen ... auch nicht Diskriminierung in den Gewerkschaften und anderen Arbeiterorganisationen wird uns vor dem Kampf für die Aktionseinheit der Arbeiterklasse und den Zusammenschluß aller gesunden, demokratischen Kräfte hindern» («Vorwärts» 14. 6. 1957).

Abschließend ermahnte der Zentralsekretär die «vielen Genossen», die dem Druck der bürgerlichen und sozialdemokratischen Presse im Zusammenhang mit den Ereignissen in Ungarn gewichen seien, sich wieder auf den Klassenstandpunkt zu besinnen, und von allen Parteimitgliedern forderte er, es sich zur «Hauptaufgabe» zu machen, «die Isolierung („Hauptziel der Bourgeoisie, das sie in der deutschen Schweiz zum Teil erreichte“) zu brechen und Positionen zurückzugewinnen» («Vorwärts» 14. 6. 1957).

Drei Resolutionen

Sind in diesem Bericht schon programmatische Punkte aufgestellt, so kommen sie noch deutlicher in den drei Resolutionen zum Ausdruck:

1. «*Kampf der überbordenden Politik der Militarisierung und Aufrüstung*»: Die Politik der Militarisierung und Aufrüstung habe in der jüngsten Zeit Umfang und Formen angenommen, «die

alles auf diesem Gebiet bisher Geschehene in den Schatten stellen». Ungezählte Millionen seien in den letzten Jahren «vollständig nutzlos vergeudet» worden. In Verbindung mit dieser «Geldverschleuderungspolitik» seien zahlreiche offene und versteckte Korruptionserscheinungen zu verzeichnen, «die beweisen, daß es den Beteiligten nicht um die Landesverteidigung, sondern um ihre persönliche Bereicherung geht».

Dagegen seien die sozialen Leistungen des Bundes «beschämend niedrig». Die PdA lehne darum die das Volk «ungebührlich» belastende, die Neutralität «gefährdende» Politik der Aufrüstung ab. Die Aufgabe unseres Landes und seiner Behörden wäre, alles zu tun und jegliche Initiative zu ergreifen, die der internationalen Entspannung und der Erhaltung des Friedens nützlich sei. Die Landeskonferenz der PdA verlangt, «daß endlich einmal dem Volk Gelegenheit geboten werden muß, sich zu der Politik der Militarisierung und Aufrüstung auszusprechen. Darum soll das neue Rüstungsprogramm dem Referendum unterstellt werden. Wird dies vom Bundesrat und der Parlamentsmehrheit verhindert, so entsteht die dringliche Aufgabe, Mittel und Wege zu finden, damit das Schweizervolk die Möglichkeit erhält, an der Urne sein Urteil über die Militarisierungs- und Aufrüstungspolitik zu fällen» («Vorwärts», 14. 6. 1957).

2. «*Schluß mit der Vergiftung durch Atomwaffen*»: Einen besonders angsteinflößenden Gesichtspunkt des Wettrüstens bilde die Vorbereitung auf den Atomkrieg. Die Versuche mit Kernwaffen brächten die Menschen unserer Zeit und kommender Generationen in schreckliche Gefahr. Bereits hätte sich die Sowjetunion einverstanden erklärt, die Versuche mit Kernwaffen abzubringen, wenn andere Staaten dieselbe Verpflichtung übernehmen würden. Die Landeskonferenz der PdA billige und begrüße alle Anstrengungen, die auch unser Land gegen die Atomgefahr mobilisieren wollen (insbesondere die Anstrengungen der SP-Sektionen und der SPS).

«Die Partei der Arbeit ruft alle ihre Mitglieder auf, mit allem Nachdruck die Anstrengungen zu unterstützen, welche die öffentliche Meinung unseres Landes aufrütteln wollen, damit sie unsere Regierung veranlaßt, bei den Atommächten den Abbruch der Versuche mit Kernwaffen, welche über die Menschheit eine so schreckliche Gefahr heraufbeschwören, zu veranlassen» («Vorwärts» 14. 6. 1957).

3. «*Für die Zukunft des Schweizervolkes, für Frieden und Sozialismus*»: In dieser Resolution wendet sich die PdA im besonderen gegen die «Klassenpolitik des Großkapitals», zeichnet sie ihre Forderungen auf und ihren «Weg zum Sozialismus in der Schweiz» und bekennt sich zur «internationalen Solidarität der Werktätigen».

«Die Partei der Arbeit stellt an die Spitze ihrer Politik den Kampf für eine breite Sammlung aller Kräfte des Volkes: Arbeiter, Angestellte und im allgemeinen alle Lohnempfänger, Bauern, Mittelschichten und Intellektuelle, deren gemeinsame Aktionen allein imstande sein werden, den Widerstand des Großkapitals zu brechen und es zu zwingen, Schritt für Schritt zum Wohle aller seine Riesenprofite abzubauen ... Die Partei der Arbeit und mit ihr die besten Kräfte des Volkes werden nicht zulassen, daß die Schweiz, die in der Vergangenheit an der Spitze des demokratischen Fortschrittes stand, jetzt zu einem kleinen, rückschrittlichen, reaktionären, egoistischen, jeder edlen Regung und jedes schöpferischen Gedankens entbehrenden Land verwandelt wird ... Der Sozialismus, für den wir eintreten, wird das Werk der Arbeiterklasse und des Schweizervolkes sein ... Der Kampf für die sozialistische Schweiz von morgen wird noch lange dauern, er wird über unermessliche Schwierigkeiten hinweg und gegen den Widerstand des Großkapitals und der von ihm Privilegierten zu führen sein ... Wir wissen, daß sich die Geschichte unweigerlich in dieser Richtung entwickelt ... Die Partei der Arbeit der Schweiz bleibt der großen Lösung von Karl Marx: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ treu ... Die Partei der Arbeit der Schweiz bleibt den Prinzipien eines stets schöpferischen Marxismus-Leninismus treu. Sie wird weiterhin aus der gewaltigen Summe von Erfahrungen, die die Sowjetunion ansammelte, die ... nützlich erscheinenden Lehren ziehen ... Die Partei wird die Lehren ziehen aus den Erfahrungen der Chinesischen Volksrepublik, der Hoffnung aller noch versklavten Kolonialvölker, der Volksrepublik Polen, die eine neue Etappe ihrer Entwicklung durchläuft, aller volksdemokratischen

Länder, die unter verschiedenen Bedingungen den Sozialismus aufbauen, sowie aller kommunistischen und Arbeiterparteien der kapitalistischen Länder, die alle vom gleichen sozialistischen Ideal des Friedens, der Brüderlichkeit und der Freiheit beseelt sind» («Vorwärts» 21.6.1957).

Westschweizerische Resolutionen

Ergänzend zu diesen für die gesamte PdA der Schweiz geltenden programmatischen Sätzen seien noch zwei westschweizerische Resolutionen genannt:

Der Parteitag der PdA des Kantons Waadt vom 13. Oktober 1957 in Morges stellte als die zwei Hauptforderungen auf, neue und junge Kräfte zu rekrutieren und die politische Schulung zu aktivieren («Voix Ouvrière» 15.10.1957).

Der Parteitag der PdA der Stadt Genf vom 15. Dezember 1957 in Vernier beschloß unter anderem, die Parteiarbeit unter der Jugend und den Frauen zu intensivieren und Anstrengungen zu machen, um die Progressisten (vgl. Nr. 2, Seite 17) zurückzugewinnen.

Aktionen der Partei

Weil der Weltkommunismus im allgemeinen und auch die kommunistische Bewegung in der Schweiz heute hauptsächlich von der kommunistischen Sowjetunion leben und die eigene Vorwärtsentwicklung von der Machtentfaltung der Sowjetunion erhoffen, sieht die PdA in der von Moskau gewünschten

internationalen kommunistischen Kontaktnahme

wichtige Aufgaben. Der «Vorwärts» (21.11.1956) hatte bekannt:

«Wir vertrauen darauf, daß die Sowjetunion den neuen Weg, den sie mit dem 20. Parteitag der KPdSU eingeschlagen hat, entschlossen weitergehen wird. Die Führer der Sowjetunion sind materialistische Dialektiker. Sie werden trotz allen Schwierigkeiten ... den Weg finden, den ihnen die Erfahrungen mit Jugoslawien, Polen und Ungarn gewiesen haben. Alle ehrlichen Kommunisten und Sozialisten hoffen das im Interesse des Sieges des Sozialismus in der Welt.»

Neben den mehr offiziellen Vertretungen der PdA an kommunistischen Parteitagen des Auslandes sind hier verschiedene Treffen und Besprechungen zu beobachten.

Am 27./28. Mai 1957 fanden in Genf Besprechungen zwischen Delegationen der KP Frankreichs und der PdA statt. Im «Geiste gegenseitigen Verständnisses» wurden eine Anzahl Fragen diskutiert, die beide Parteien interessierte. Bei der Prüfung der internationalen Lage im Lichte der Ereignisse der letzten Zeit (Ungarn, Wiederaufrüstung Westdeutschlands) sind die beiden Parteien übereingekommen, «daß die vordringliche Aufgabe die Erhaltung und Festigung des Friedens ist». Sie begrüßten im besonderen die Anstrengungen der DDR und SED für ein «geeinigtes, demokratisches und friedliebendes» Deutschland, versicherten der verbotenen KPD ihre «vollste Solidarität» und erachteten die Unterstützung der Anstrengungen der revolutionären Arbeiter- und Bauernregierung und der ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei als notwendig. Beide Delegationen waren der Meinung, daß es notwendig sei, die Einheit der Ideen und der Aktion auf der «Grundlage des Marxismus-Leninismus» und der «unverbrüchlichen Treue zum proletarischen Internationalismus» zu stärken, sowie aus den Erfahrungen beziehungsweise «Errungenschaften und Verwirklichungen» der Sowjetunion unter Führung der KPdSU aller volkdemokratischen Länder und kommunistischen und Arbeiterparteien der kapitalistischen Welt zu schöpfen. Die PdA-Delegation drückte ihre Übereinstimmung mit der Politik der KPF aus (Algerien, Arbeitereinheit, Sammlung des Volkes). Mit Interesse verfolge dagegen die KPF «den unter historisch schwierigen Verhältnissen» von der PdA «geführten Kampf für den Frieden, die Abrüstung, die Verteidigung der materiellen Interessen und Forderungen der Arbeiterklasse für soziale Sicherheit und für wirkliche Freiheiten». Die Delegation der KPF begrüßte im besonderen die Anstrengungen der PdA für die Aktionseinheit und «Sammlung aller Kräfte des Volkes gegen das Großkapital». Beide Delegationen beschloßen, in enger Zusammenarbeit zwischen den beiden Parteien in verschiedener Form (Austausch der Dokumentationen und Publikationen, Beratungen und Austausch von Erfahrungen) die «Freundschaft des französischen und des Schweizer Volkes im Interesse des Sozialismus und des Friedens» zu verstärken («Vorwärts» 31.5.1957).

Am 19. Juli 1957 trafen sich die Delegationen der PdA und der KP Italiens in Mailand zu einer Aussprache, um «die zwischen den beiden Parteien bestehenden freundschaftlichen Beziehungen weiter auszubauen». Der gemeinsamen Erklärung zufolge betrachteten es die beiden Parteien «als eine Hauptaufgabe, unermüdet unter den ihnen gegebenen Bedingungen für die Erhaltung des Friedens, für eine allgemeine und kontrollierte Abrüstung und das Verbot der Atomwaffen zu kämpfen». «Grundlegende Pflicht» sei es, «gegen die Politik der militärischen Blocks und gegen die deutsche Wiederaufrüstung den Kampf zu führen». Sie versicherten die verbotene KP Deutschlands in ihren Anstrengungen um «ein geeinigtes, demokratisches und friedliebendes» Deutschland ihrer Solidarität. Beide Parteien bekräftigten ihre Opposition gegen die Bildung eines gemeinsamen, europäischen Marktes als «ökonomische Grundlage für den atlantischen Militärblock». In ideologischer Hinsicht waren sich die beiden Delegationen einig, daß sich die Tätigkeit aller Mitglieder der kommunistischen und Arbeiterparteien für die Verwirklichung der «richtigen», auf den Beschlüssen des 20. Parteitages der KPdSU beruhenden Politik, auf der festen Grundlage der marxistisch-leninistischen Prinzipien vollziehen müßte. Ferner, «daß die Einheit der sozialistischen Welt, ihre Einheit der Gedanken und der Tat, auf der Grundlage des Marxismus-Leninismus und der internationalen Solidarität aufrecht erhalten werden muß durch die Schaffung immer engerer, von gegenseitigem Vertrauen getragener Beziehungen zwischen den kommunistischen und Arbeiterparteien, die einen ständigen Austausch der Erfahrungen und öftere Kontakte auf der Grundlage der absoluten Gleichberechtigung ... ermöglichen». Dabei müßten die kommunistischen und Arbeiterparteien auf die «Errungenschaften der Sowjetunion wie auf die Erfahrungen der Chinesischen Volksrepublik, aller Volksdemokratien und auch der kommunistischen und Arbeiterparteien der kapitalistischen Länder» abstellen. Die PdA-Delegation benützte die Gelegenheit, «um der Kommunistischen Partei Italiens und ihrer Leitung ihren Dank auszudrücken für die stets brüderliche Zusammenarbeit und politische Unterstützung» («Voix Ouvrière» 26.7.1957).

Nach einer «freundschaftlichen Unterredung» mit dem Genossen Kallai (Erziehungsminister und Mitglied des politischen Büros der ungarischen KP) am 14. August 1957 in Budapest reiste eine PdA-Delegation nach Sofia, wo Besprechungen mit den Führern der KP Bulgariens Mitte August stattfanden. Diese Besprechungen haben «die vollständige Übereinstimmung der Meinungen in allen diskutierten Problemen (internationale Lage, Festigung des Friedens, Verbot der Atomwaffen und Atomwaffenversuche, Herabsetzung der Rüstungsausgaben, Algerienkrieg, Eisenhower-Doktrin, Lösung des deutschen Problems, Kollektivsicherheit für Europa) bestätigt». Beide Delegationen erklärten, «mit aller Energie für die Festigung der brüderlichen Solidarität der kommunistischen und Arbeiterparteien einzutreten» und «unablässig für die feste Einheit unter dem Banner des Marxismus-Leninismus zu arbeiten». Nachdem beide Delegationen Informationen über die Lage ihrer Parteien ausgetauscht hatten, diskutierten sie «die Formen der zukünftigen Zusammenarbeit, des Erfahrungsaustausches und der gegenseitigen, brüderlichen Hilfe». Die beiden schweizerischen Kommunisten weilten bis zum 10. September 1957 in Bulgarien («Voix Ouvrière» 14.9.1957).

Hauptlinien in der Schweiz

Um die Arbeiterklasse und das Volk für eine Front gegen das «herrschende System» zu gewinnen, spielte sich die PdA vor der Arbeiterschaft und dem Volk als «der übrig gebliebene Kern der wirklichen Volksopposition» und als «Verteidigerin» des Friedens, der Demokratie, Neutralität, Unabhängigkeit und der Freiheitsrechte auf.

Das Vorgehen weist verschiedene Hauptlinien auf:

1. Die Denunzierung der sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Führer als «Handlanger der Bourgeoisie».

Es würde mit dem Versuch gearbeitet, namentlich im Zusammenhang mit den Säuberungsaktionen innerhalb der Gewerkschaften das Vertrauen der organisierten Arbeiter in ihre politische und gewerkschaftliche Führung zu untergraben.

Die rechtsstehenden Gewerkschaftsführer gingen Hand in Hand mit dem Unternehmertum, «der Bourgeoisie»: «Die rechten Gewerkschaftsführer, die durch ihre Burgfriedenspolitik dazu gezwungen sind, magere Konzessionen vom Bürgertum zu erbetteln, zahlen den Preis dieser Konzessionen mit der Säuberung, die mit lautem Jagdgeschrei vom Bürgertum gefordert wird» («Voix Ouvrière» 19.1.1957). – «Gewisse rechtsstehende Führer des schweizerischen Gewerkschaftsbundes, allen voran Arthur Steiner, unterstützen die Kampagne des reaktionären Flügels un-

seres Bürgertums und führen einen hartnäckigen Kampf für die Entfernung der Mitglieder unserer Partei aus ihren gewerkschaftlichen Funktionen. Sie wollen dadurch die Politik des Burgfriedens verstärken und konsolidieren und sie ermöglichen dem Großkapital, noch ungestörter als bisher Riesengewinne aus der gegenwärtigen Hochkonjunktur zu ziehen.» («Vorwärts» 1. 3. 1957) – «Unter der Maske des Antikommunismus greift die Bourgeoisie alles an, was in der Arbeiterschaft sozialistisch und fortschrittlich ist. Dabei bestärken sich die rechten Führer der Gewerkschaften als Schrittmacher» («Vorwärts» 8. 2. 1957).

2. Durch eine maßlose Ausbeutung der «Skandale und Affären».

So wurde versucht, durch Verallgemeinerung des «Rieser-Skandals» («Militärdepartement – Departement der Skandale»), Mißtrauen gegen die militärische Führung unter das Volk zu säen und unter dem Schlagwort: «Es geht nur um Gewinnsucht, nicht um die Landesverteidigung», die für die Landesverteidigung Verantwortlichen ganz allgemein «maßloser Gewinnsucht» zu bezichtigen. Denn: «Nach dem, was geschehen ist, wird das einfache Volk keinem Offizier mehr trauen, welchen Grad er auch immer bekleiden möge ... Verschiedene Kreise bereichern sich maßlos an der Landesverteidigung ... Herrschaften, die in den höchsten patriotischen Tönen singen, denken dabei an das gute Geschäft, welches ihnen die Ausrüstung einträgt» («Vorwärts» 29. 3. 1957).

3. Durch Verächtlichmachung und Verunglimpfung des Antikommunismus.

So heißt es zum Beispiel im «Vorwärts» vom 12. April 1957: «Nach der Methode ‚halte den Dieb‘ versuchen jene, die soviel Dreck am Stecken haben, auf die Mitglieder der Partei der Arbeit abzulenken. Nahezu so, wie man Judenpogrome dazu benützte, von inneren Schwierigkeiten und Krisen abzulenken.» Und die gleiche kommunistische Zeitung vom 10. Mai 1957: «Die Bourgeoisie der Schweiz steht trotz der Wirtschaftskonjunktur (die die Unzufriedenheit weiter Kreise zu mäßigen vermag), in einer Krise ihrer eigenen Moral. Nicht nur Skandale aller Art, auch die politische Verdorbenheit der herrschenden Klasse sind Ausdruck davon ... Die bürgerliche Gesellschaft hat wesentliche Teile ihres Gesellschaftsapparates mit den Mißständen verbunden, die zu dem ‚Malaise‘, dem ‚Unbehagen‘ führten. Die Bourgeoisie weiß, daß sie daran nichts ändern kann. Deshalb drängt sich ihr die Notwendigkeit auf, das Volk so weit zu bringen, nichts Wirksames gegen ihre makabre Herrschaft zu unternehmen. Zu diesem Zweck wird die bürgerliche Demokratie überall dort ‚eingebunden‘, wo die Volksopposition ausgeschaltet werden soll ... Die bürgerliche und probürgerliche sozialdemokratische Presse betreiben eine temperierte Gleichschaltung ... Diese Erscheinungen sind keine Neuheit der bürgerlich-kapitalistischen Welt. Es sind vage Vorboten des Versuchs zum faschistischen Ausweg.»

4. Durch Vortäuschen von «Verständnis» bäuerlichen Preisbegehren gegenüber.

In die nämliche Richtung – Werben um die «Zustimmung des Volkes» – zielt das «Entgegenkommen» der PdA den Bauern gegenüber. Jedesmal, wenn bäuerliche Preisbegehren auf der Tagesordnung sind, entsinnt sich die PdA der leninistischen «strategischen Reserve», das heißt sie täuscht den Bauern «Verständnis und Freundschaft» vor und versucht, diese gegen die «hemmungslose Profitmacherei des Großkapitals» aufzuhetzen: «Der Bund, der in Millionen erstickt und für die Militär- und Rüstungsausgaben so großzügig ist (seit Dezember wurden mehr als eine Milliarde Ausgaben beschlossen), müßte auf einige Centurionpanzer oder einige Düsenflugzeuge verzichten. Auf diese Weise könnten die Forderungen der Bauern befriedigt werden, ohne daß die Lage der Lohnerwerbenden verschlechtert würde. Außer den Rieser und ihren Nachfolgern würde das Fehlen einiger Centurion oder Mystère niemand merken» («Vorwärts» 10. 5. 1957).

5. Die Taktik, die Westschweizer gegen die Deutschschweizer aufzuhetzen.

Diese Taktik der PdA-Kampagne läuft darauf hinaus, einen Graben zwischen deutsch und welsch aufzuwerfen und leider nicht immer ohne Erfolg. So benützt auf dem Gebiet des Sports die PdA-Presse jede Gelegenheit, die unterschiedlichen Auffassungen deutsch-schweizerischer und welscher Vertreter der Sportverbände bezüglich der Sportbeziehungen mit den Ostblockländern hervorzuheben. So zum Beispiel nahm sie die Warnung der stadtbernischen Behörde vor der Abhaltung des Fußballtreffens Young Boys gegen Vasas Budapest auf dem Wankdorf-Stadion zur Zeit des 1. Jahrestages der ungarischen Volkserhebung zum Anlaß wütender Ausfälle gegen Bern. «Es gibt bei Adenauer mehr Freiheit als in Bern», schrieb die «Voix Ouvrière» am 18. Dezember 1957, und am 26. Oktober 1957 unter dem Titel «Weltmeister der Lächerlichkeit» veröffentlichte sie

Pressestimmen aus der Westschweiz zur Auseinandersetzung um das Spiel Young Boys–Vasas Budapest mit der Schlußfolgerung: «In der Westschweiz namentlich erheben mehr und mehr aus den Sportkreisen ihre Stimmen gegen diese Einmischung (seitens des ‚hysterischen Antikommunismus‘) der Politik in den Sport.»

Neben-Organisationen und Hilfstruppen

Wo die PdA-Organisationen wenig angetastet wurden, konnten auch die verschiedenen Nebenorganisationen ihre Wirksamkeit fortsetzen und kommunistenfreundliche Aktionen unbehindert weiter betrieben werden. Es muß hier genügen, mit wenigen Beispielen der wichtigeren Gruppen das zu belegen.

Die «Gesellschaft Schweiz-Sowjetunion» führte durch ihre Sektion Lausanne in der zweiten Hälfte des Monats Oktober 1957 eine Ausstellung über die «friedliche Verwertung der Atomenergie in der Sowjetunion durch (während der Dauer der Ausstellung lief der sowjetische Dokumentarfilm «Radioaktive Isotope»». Die Sektion Vevey-Montreux der Gesellschaft hat dann die Ausstellung für Montreux und Vevey übernommen («Voix Ouvrière», 26. 10. 1957). – Am 8. Dezember 1957 wurde auf Initiative der Genfer Sektion der gleichen Gesellschaft in Genf eine Ausstellung über das tätige Leben der Arbeiter in der Sowjetunion veröffentlicht. «Um den Frieden zu erhalten und den kulturellen Austausch zu fördern» wurden ebenfalls Illustrationen und Filme über die «Anstrengungen der Sowjetunion zur friedlichen Verwertung der Atomenergie» gezeigt. Bei der Eröffnung waren Vertreter des Genfer Stadtrates, der PdA-Prominenz und der erste Sekretär der Sowjetbotschaft in Bern anwesend («Voix Ouvrière» 11. 12. 1957). – Auf Initiative der «Gesellschaft Schweiz-Sowjetunion» wurde im Frühjahr 1957 in Moskau und Riga eine schweizerische Kunstphoto-Ausstellung durchgeführt. An der Vernissage betonte der Vizepräsident der WOKS (russische Organisation für kulturelle Beziehungen mit dem Ausland) im Beisein eines schweizerischen Botschaftssekretärs, es sei zu wünschen, daß der Austausch kultureller Werte zwischen der Schweiz und der Sowjetunion sich fürderhin fruchtbar entwickle («Vorwärts» 12. 4. 1957). – Auf die Initiative der gleichen Gesellschaft wurden ebenfalls im Frühjahr 1957 im Kunsthause der Kulturschaffenden der Sowjetunion in Moskau 200 Werke der «vier repräsentativen» Schweizer Graphiker, Hans Erni, Aurèle Barraud, Robert Hainard und Heiri Strub, ausgestellt («Voix Ouvrière», 3. 4. 1957). – Insgesamt wurden in der Westschweiz von der «Gesellschaft Schweiz-Sowjetunion» im Jahre 1957 42 Veranstaltungen durchgeführt. Ähnliches läßt sich sagen von einigen anderen Organisationen für Ost-West-Kulturaustausch.

Mehrere Veranstaltungen der prokommunistischen «Bewegung für den Frieden» wären zu nennen. Ebenso von Kommunisten oder von ihnen nahestehenden Persönlichkeiten geführte Komitees gegen Atombedrohung, für militärische Abrüstung und ähnliche pazifistische Bestrebungen.

Die «Frauenbewegung für den Frieden» ist in der Westschweiz die ganze Zeit über öffentlich tätig geblieben. Die in der PdA Genf organisierten Frauen wandten sich anläßlich einer Konferenz am 17. Oktober 1957 in einer Resolution an alle Schweizerfrauen, Aktionen zu unternehmen:

für eine breite Kampagne für das Frauenstimm- und Wahlrecht, zur Verwirklichung der Mutterschaftsversicherung, zur Verstärkung der Aktion für die Herabsetzung der Arbeitszeit auf 40 Stunden in der Woche mit vollem Lohnausgleich, zur Popularisierung der Forderungen auf eine fünfprozentige Erhöhung der Frauenlöhne als ersten Schritt zur Beseitigung der ungerechten Unterschiede zwischen Männer- und Frauenlöhnen, zur Abschaffung der Gesetze, die das Recht auf Arbeit der verheirateten Frau in der kantonalen und Bundesverwaltung noch beschneiden, zur Verwirklichung des Rechtes auf gleiche Berufsausbildung für Männer und Frauen bei der PTT,

zur Festsetzung eines Mindestlohnes für Heimarbeit,
zur Schaffung und Entwicklung von Gemeindeinstitutionen für die Kinder der Werktätigen (Krippen, Kindergärten, Schülerspeisung, Kinderhorte («Vorwärts», 8. 11. 57).

Auch zahlreiche sozialistische und bürgerliche Kreise werden viele der Forderungen unterstreichen, aber das Beachtenswerte ist, daß mit dieser Aktion die kommunistischen Frauen sich in der Öffentlichkeit wieder vermehrtes Gehör zu verschaffen versuchten.

Im Anschluß an diese Tätigkeit von «Hilfstruppen» sind drei westschweizerische Zeitschriften wenigstens dem Namen nach zu nennen, die offensichtlich, wie Jean-René de Ziegler im «Service de Presse» (Lausanne, 30. 11. 1957) es bezeichnete, «les derniers auxiliaires du communisme» sind. Es ist dies die seit vier Jahren in Lausanne monatlich erscheinende «Contacts», die sich für die Sowjetintervention in Ungarn und das Regime Kadar einsetzte, dem Moskauer Jugend-Festival vom August 1957 eine Festnummer widmete und vor allem für die verschiedenen außenpolitischen Positionen der Sowjetunion in intellektuellen Kreisen Propaganda zu machen versucht. – Daneben erscheint in La Chaux-de-Fonds «Pointes de vue», die sich als «Revue de gauche» bemüht, Kommunisten, Sozialisten, christliche Progressisten und unabhängige Fortschrittliche zu gemeinsamer Zusammenarbeit zu bringen. Die Zeitschrift, die ursprünglich nur für Neuenburg gedacht war, findet jetzt in der gesamten Westschweiz Eingang. – Ähnlich prokommunistisch ist «Domaine Suisse», die in Lausanne erscheint und eine Weiterführung der im Herbst 1956 aufgelösten «Rencontres» bildet. Infolge der Ungarnereignisse haben sich die nichtkommunistischen Mitglieder der Redaktionsequipe der «Rencontres» entfernt. Die übrigen führen ihre Arbeit mit «Domaine Suisse» weiter.

*

Unter dem Titel «Historische Tage» berichtet der Zentralsekretär der PdA im «Vorwärts» vom 6. Dezember 1957 über die in der zweiten Hälfte November in Moskau durchgeführte

Konferenz der «Vertreter der kommunistischen und Arbeiterparteien aus 64 Ländern» und das von dieser Konferenz herausgegebene «Friedensmanifest». Dazu Stellung nehmend schrieb er:

«Nach wie vor ist die Sowjetunion der beste Garant und das mächtigste Bollwerk des Friedens. Deshalb halten es alle revolutionären Parteien, alle kommunistischen und Arbeiterparteien, die auf dem Boden des Marxismus-Leninismus stehen, für ihre Pflicht, die Sowjetunion, das erste sozialistische Land der Welt, zu unterstützen. Deshalb anerkennen alle kommunistischen und Arbeiterparteien im Kampf um den Frieden, Demokratie und Sozialismus die führende Rolle der Sowjetunion.» So auch die PdA: «Sie wird wie ihre Bruderparteien in den anderen Ländern zur Moskauer Erklärung Stellung beziehen und sie, wie wir fest überzeugt sind, gut heißen. Sie wird das von ihr unterzeichnete Friedensmanifest tausendfach im Land verbreiten ...», denn: «Die Novembertage in Moskau leiten eine neue Etappe ein, eine Etappe der Einheit des sozialistischen Lagers, der Geschlossenheit der kommunistischen und Arbeiterparteien, des gemeinsamen, einheitlichen und geschlossenen Kampfes für das große Ziel der Menschheit, für einen dauerhaften Frieden, für den Sozialismus.»

Diese Worte des Zentralsekretärs sind wohl die beste Erklärung für eine Mahnung, die Jean-René de Ziegler einmal aussprach, man solle die PdA in der Westschweiz sehen «... en fonction de la puissance dans le monde du bloc communiste, en tant qu'agent propagateur de ce danger, en tant que son observateur en Suisse».

K. St.

¹ Am 8. Parteikongreß der KP Chinas (Peking, 15. bis 27. 9. 56; während des Peking Kongresses offizielle Begegnung der PdA-Delegation mit der Delegation des «Bundes der Kommunisten Jugoslawiens» und auf der Rückreise über Moskau Besprechung der PdA-Delegation mit Mitgliedern des ZK der KPdSU).

Am 18. Parteitag der KP der Niederlande (Amsterdam, 3.–8. 12. 1956).

Am 8. Parteikongreß der KP Italiens (Rom, 8.–14. 12. 1956).

Am 17. Parteitag der KP Österreichs (Wien, 28. 3.–2. 4. 1957).

Am Parteikongreß der verbotenen KP Deutschlands (irgendwo in der DDR, Mitte Juni 1957).

An der 40. Jahresfeier der Oktober-Revolution (Moskau, November 1957).

Ex urbe et orbe:

Synthese zweier Welten

Der Papst

Am 2. April 1957 erließ Pius XII. die Enzyklika «Fidei donum» über die Mission in Afrika.¹ Dieser Rundbrief an die Bischöfe der ganzen Welt bedeutete einen Hilferuf in bedrängter Lage ganz eigener Art. Obwohl nämlich der Papst sehr wohl weiß, wieviele «dringliche Aufgaben, die rasche Lösung verlangen», die Christen von heute bedrängen (er nennt einige davon: die «entchristlichten Gegenden Europas», die «unermeßlichen Räume Südamerikas, die sich beide in großen Schwierigkeiten befinden», die Missionen in Ozeanien oder Asien, zumal jene, in denen «heftig gegen den Glauben an Gott gekämpft wird», die verfolgten Christen, die «unzähligen Opfer des modernen Atheismus zumal unter der Jugend») – obwohl dem Papst «dies alles ständig vor Augen steht», so schien es ihm doch «zur Stunde vor allem wichtig, die Aufmerksamkeit (der ganzen katholischen Welt) auf Afrika zu lenken».

Warum? Weil dieser ganze Kontinent, der noch 85 Millionen Heiden zählt, «zur Stunde» in einem unglaublichen Aufschwung sich befindet. Was sich die Völker Westeuropas «in jahrhundertelanger Entwicklung» an zivilisatorischen Errungenschaften erworben, wird nun den Afrikanern in wenigen Jahrzehnten vermittelt. Die neuen (theoretischen und praktischen) Erkenntnisse, die der Westen den Afrikanern beibringt, erregen diese daher zutiefst, sie stellen zugleich eine Versuchung von gewaltiger Anziehungskraft dar, einem materialistischen Denken zu verfallen. Der alte religiöse Glaube, der mit viel Aberglauben vermischt war, zerfällt notwendig. Da er aber, trotz seiner Unvollkommenheit, die Menschen doch ethisch umfing und hielt, droht mit ihm aller Halt und alle Verwurzelung

¹ Den vollen Wortlaut der Enzyklika siehe in lateinischer und italienischer Sprache im «Osservatore Romano» (27. April); in deutscher Sprache in «Herder Korrespondenz» erst Juli 1957.

zu verschwinden. Es entstehen haltlose Menschen, wenn nicht die alten religiösen und ethischen Werte, soweit sie echte Tragkraft besitzen, von einem höheren Glauben aufgenommen werden, der – ohne das Alte zu zerstören – seine Werte einbaut in eine der neuen Stunde gewachsene Religion. Eine ungeheure Verantwortung bedeutet das für die Kirche. Sie ist sich bewußt, diese Religion zu besitzen. Sie muß sich also gerade in dieser Stunde gerufen fühlen – es ist ihre Stunde in Afrika. Wenn sie nicht genützt wird, kann das «zu schwer wiedergutzumachenden Verhältnissen führen». «Hier ist jedes Zögern, jeder Aufschub gefährlich!» Ein Kontinent ist im Umbruch, «er macht vielleicht die ernsteste und schwierigste Periode seiner uralten Geschichte durch». Die Kirche hat hier – im Gegensatz zu andern Ländern – die Möglichkeit, sich einzusetzen – heute noch. Wenn sie es nicht tut oder nicht in ihrer Gesamtheit tate, verlungnete sie damit ihre Katholizität.

Das ist der Grund, weshalb sich der Papst an alle Bischöfe der Welt wendet. Er sagt: «Wenn auch die einzelnen Bischöfe nur für jenen Teil der Herde, der ihnen besonders anvertraut ist, Hirte im eigentlichen Sinn sind, so sind sie doch als rechtmäßige Nachfolger der Apostel durch göttliche Einsetzung mitverantwortlich für die Missionsaufgaben der Kirche ... Diese Sendung, die «alle Völker ... bis zum Ende der Erde» umfaßt, hörte nicht mit dem Tod der Apostel auf; sie dauert in der Person aller Bischöfe ... fort ... Von ihrem Herzen aus muß sich das Feuer des Apostolates, das Jesus Christus auf die Erde gebracht hat, den Herzen all Unserer Söhne mitteilen.»² Es müßten also heute alle Bischöfe des Erdkreises reelle Anstrengungen unternehmen, gerade Afrika (vor andern Ländern)

²Diese nicht unwichtige päpstliche Äußerung ist in der heute wieder lebhaft gewordenen Erörterung über das Bischofsamt von niemandem beachtet worden.

rasch behilflich zu sein! Darüber hinaus aber rief der Papst sämtliche Gläubige auch persönlich auf, durch Gebet, Liebeswerke, Stellung von Priestern, liebevolle Aufnahme junger afrikanischer Studenten (!)³ und ähnliche Werke zu helfen, diese Stunde recht zu bestehen.

Wir haben diese Papstzyklika in kurzen Strichen hier wiederholt, nicht so sehr deshalb, weil es den Anschein hat, als habe sie nicht das verdiente Echo gefunden. Es ist wahr, in dem allgemeinen Geschrei unserer Tage gehen solche Worte mehr oder weniger unter. Es gehen keine Köpfe hoch – kein Schock durchzuckt die Glieder des mystischen Leibes – nur da und dort hebt einer die müden Augenlider. Leider! ... Wir aber haben diese Papstäußerung hier angeführt als Rahmen für ein Ereignis, das man einen «Markstein» genannt hat in der Entwicklung der katholischen Kirche von Afrika. Ohne diesen Rahmen der Papst-Enzyklika und der darin aufgezählten Probleme würde man die Bedeutung dieses Ereignisses leicht unterschätzen.

Das afrikanische Seminar in Accra

Es war in den letzten Tagen des Jahres 1957, genau: vom 21. bis 31. Dezember, daß sich im Westen Afrikas, an der Goldküste, im neuen Freistaat Ghana in der Stadt Accra,⁴ führende katholische Jungakademiker von 17 afrikanischen Universitäten aus neun Ländern zu einer gemeinsamen Tagung trafen, an der außerdem Mitglieder der Pax Romana aus sieben europäischen Ländern und Indien teilnahmen.

Dieses «Seminar» oder Treffen geht nicht direkt auf das Rundschreiben des Papstes zurück, wenn auch der Inhalt der Besprechungen zweifellos von diesem mitbestimmt wurde. Schon 1952 nahm Professor *Patrick Hulde* von der Technischen Universität Kumasi in Ghana Kontakt auf mit der PAX ROMANA. Er besuchte die Pax Romana-Zentrale in Freiburg (Schweiz), um eine engere studentische Zusammenarbeit der beiden Kontinente anzubahnen. Es wurde ihm auch eine aktive Hilfe der europäischen Föderation zugesagt und diese im Laufe der nächsten Jahre soweit ausgebaut, daß nunmehr dieses Seminar möglich wurde. «Pax Romana», sagte auf dem Kongreß die derzeitige Präsidentin der Vereinigung *Maria de Lourdes Pintasilgo* (Lissabon), «ist nicht eine Organisation schlechthin, sie ist eine Bewegung, die im Leben ihrer Mitglieder die Botschaft Christi an der Universität bodenständig machen will. Was an Organisation an ihr erscheint, ist notwendig, schon um Ideen miteinander auszutauschen. Aber wir sind die Kirche in ihrem Wirken an der Universität. Das besagt Apostolat und Pflege einer religiösen Kultur, die auf derselben Höhe stehen muß wie die Profankultur. „Pax Romana“ besteht erst seit 1921, zeigt aber heute schon in den 86 Föderationen in 47 Ländern etwas von der Weltweite der Kirche. Afrika darf darin nicht fehlen. Gerade Afrika wird unseren

³ Sehr im Gegensatz dazu steht es, wenn einem Studentenseelsorger in der Schweiz sich jede Tür verschließt beim Bemühen, einem jungen Ägypter ein Studentenzimmer zu verschaffen.

⁴ In manchen Landkarten auch als «Akra» eingezeichnet. Accra ist seit 1950 Bischofssitz. Die Diözese zählt 1311464 Einwohner, von denen 52762 katholisch sind. Der Bischof, J. Bowers, sowie fast alle dort wirkenden Priester gehören der Gesellschaft des göttlichen Wortes (SVD) an, der wir auch die folgenden Ausführungen verdanken.

Blick weiten. Dieses Seminar hier bedeutet für uns eine neue Inkarnation katholischen Geistes. Weil es ein Anliegen der Kirche ist, ist Afrika ein Anliegen unserer Arbeit. Denn Kirche sind wir, wir die Getauften in Afrika und Europa. Was wir wollen, ist nichts weniger als eine Synthese dieser beiden Welten. Dieses Seminar soll ein Ausgangspunkt sein für eine reiche Arbeit, die vor uns liegt.» Damit war das Wollen der Tagung klargelegt.

Der Verlauf entsprach genau dieser Zielsetzung: Gleich zu Beginn nahm der Bischof von Accra, *Msgr. Joseph Bowers SVD*, anknüpfend an das bevorstehende Weihnachtsfest den Gedanken der Inkarnation auf und zeigte, wie diese in jeder Zeit sich vollenden müsse. Schrittweise wurde in den folgenden Vorlesungen dieser Gedanke weitergeführt. Zwei der afrikanischen Universitäten, das «Lovanium» im Belgisch-Kongo und «Roma» im Basutoland sind katholische Hochschulen und so fielen deren Professoren ein Hauptanteil an der Arbeit zu. Gesprochen wurde von *Msgr. Gillon* über die Mission der Universität. Andere Themen waren: Hochschule, und Staat, Hochschule und Religion, die afrikanische Universität und die Gesellschaft.

Der Schwerpunkt der Tagung lag aber nicht bei theoretischen Darlegungen der Probleme, sondern bei den Diskussionen, für die fest umrissene Gesprächsthemen schriftlich bereit lagen. Ein Referent aus Rom, *P. Rudolf Pakulla SVD*, schreibt dazu: «Man war überrascht und beglückt zugleich von der Klarheit und Offenheit, mit der die aktuellen Probleme angepackt wurden:

▷ Da stehen zunächst die religiösen Fragen einer jungen Kirche, die sich mit vielen abergläubischen Praktiken einer langen Vergangenheit auseinandersetzt. Diese Praktiken werden als unchristlich empfunden, und doch können sie nicht einfach weggeworfen werden, weil sie das Erbgut einer eigenen alten Kultur sind.

▷ Rassistische Minderwertigkeitskomplexe werden restlos abgelehnt. Die Afrikaner sind überzeugt, daß ihre Kultur viele wertvolle Elemente enthält. Diese dürfen auch bei der Übernahme der westlichen Zivilisation niemals aufgegeben werden.

▷ Die Annahme des Christentums bedeutet kein Aufgeben der eigenen Kulturwerte. Davon sind diese jungen Akademiker, die künftigen Führer ihres Volkes, überzeugt, und davon wollen sie auch ihre Umwelt überzeugen. Daß das Christentum an keine Zivilisation und Kultur gebunden ist, war ein immer wiederkehrender Grundgedanke.

▷ Das Problem der Frau in Afrika wurde nicht minder mutig angefaßt. Fast ein Drittel der Seminarteilnehmer in Accra – im ganzen 93 – waren Studentinnen. Sie kamen zumeist aus dem höher entwickelten Südafrika. In den Diskussionen waren sie ihren männlichen Kommilitonen durchaus nicht unterlegen. Aber auf ganz Afrika gesehen gilt es ohne Zweifel, der Frau durch entsprechende Bildung und geeignete Aufgaben im öffentlichen Leben aus ihrer unwürdigen Stellung herauszuhelfen. Ein ganzer Tag war diesem Thema gewidmet.

▷ Gründlich durchbesprochen wurde endlich das für Afrika so aktuelle Problem der fachlichen Universitätsbildung. Eine einseitige Fachausbildung würde nämlich ein unterentwickeltes Land wie Afrika einem materialistischen Technizismus auf Kosten der Würde des Menschen, besonders des Einzelnen, ausliefern.

▷ Endlich kamen auch die politischen Tendenzen zur Sprache: Man stellte fest, daß ein anfänglicher Freiheitstaumel später langsam aber sicher in einen Totalitarismus absinkt, hinter dem der Kommunismus auf seine Stunde lauert, um eine unliebsam gewordene Regierung abzulösen.

Man sieht, die zehn Tage waren reichlich befrachtet. Die Schlußresolutionen konzentrierten sich auf zwei Punkte: 1. Schulung von Gruppenführern, 2. Zusammenarbeit mit außerafrikanischen Kollegen. Hier geht es vor allem um die geistige Vorbereitung sowie den nachfolgenden Kontakt in Europa für jene Studenten, die zum Studium nach Europa und Amerika gehen – und das ist bisher die Mehrzahl aller afrikanischen Studenten!

Das waren Beschlüsse. Beschlüsse sind Worte und noch keine Taten. Aber es war schon sehr viel, daß hier junge führende Leute beisammen waren, denen es offensichtlich nicht darum ging, sich selber eine Position zu schaffen, die ihnen Macht, Ansehen und Wohlstand bringt, sondern die vielmehr nach ihrer Verantwortung in der neuen Gesellschaft Afrikas fragen. Dies berechtigt zur Hoffnung, daß in diesem «Seminar», dem andere folgen werden, wirklich ein «Same» ausgestreut wurde, dem einmal auch eine Ernte folgen wird.

M. G.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Druck: H. Bärtsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bfr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S.A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505. - Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Martinstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. - Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. - Frankreich: Jährl. ffr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. - Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. - Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—. USA: Jährl. \$ 3.—.